Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 120 (1942)

Artikel: Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum

Autor: Reinhardt, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006931

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EM 47

Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum

Von Hans Reinhardt

120. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1942

Basel
In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn

Inhaltsverzeichnis der früheren Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

*1. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
2. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
*3. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
*4. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
*5. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
*6. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
*7. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
*8. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
*9. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
*10. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*11. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
*12. 1832. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
*13. 1835. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Landvogt Peter von Hagenbach.
*14. 1836. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Leben Thomas Platters.
15. 1837. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
*16. 1838. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
17. 1839. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
*18. 1840. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
*19. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
20. 1842. (Burckhardt, Abel, Obersthelfer.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
*21. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
22. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

*23. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilea.
*24. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
*25. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
*26. 1848. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
*27. 1849. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*28. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
*29. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
*30. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in einer allmählichen Erweiterung bis 1356.
31. 1853. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
*32. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
33. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
*34. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
*35. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
*36. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
*37. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karl IV.
*38. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1340—1400.
*39. 1861. (Burckhardt-Piguet, Theophil.) Basel im Kampfe mit Österreich und dem Adel.
*40. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit sie noch vorhanden, zu beziehen bei Helbing und Lichtenhahn, Buchhandlung, Freiestraße 40.

Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum

Von Hans Reinhardt

120. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1942

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

EM 47

Basel

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn

[1941]

* 41.1686

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum	3
Das Königreich Hochburgund	4
Der Anteil des Kaisers Heinrich am Basler Münsterbau	10
Das Heinrichs-Münster	13
Die goldene Altartafel	16
Apostel- und Vincentiustafel	21
Die Wandmalereien von Chalières	26
Ursprung und Herkunft der Denkmäler	28
Ausblick	29
Bemerkungen	32

Die nachstehenden Verlagsfirmen haben in freundlicher Weise ihre Klischees zur Verfügung gestellt:

Abb. 3, 8, 9, 10 und 15 E. Birkhäuser & Cie.; Abb. 4 und 5 Karl Werner; Abb. 6 und 14 Fr. Reinhardt A.-G.

Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum.

In schweren Zeiten ist es wohl angebracht, in die Vergangenheit seiner Heimat zu schauen. Große Ereignisse und Taten sind ein Stolz und Trost in übleren Tagen und vielleicht auch der Ansporn, der Vorfahren nicht unwürdig zu sein. Bei der Betrachtung der Geschehnisse zeichnet sich oft auch mit besonderer Deutlichkeit die Bedeutung des Gemeinwesens und des Bodens ab, dem wir angehören, nicht nur die äußere Rolle, welche die Stadt gespielt hat, sondern ihre besondere Stellung, die ihr vom Schicksal angewiesen zu sein scheint.

Eine der wichtigsten und zugleich interessantesten Epochen Basels ist die Zeit des Kaisers Heinrich II. Die ersten Jahre des elften Saeculums sind auf lange hinaus entscheidend gewesen. Und selten tritt das Eigenartige der Lage Basels deutlicher hervor als gerade damals.

Der Name des Kaisers Heinrich hat in Basel einen ganz besonderen Klang. Er ist der eigentliche Patron der Stadt, und sein Festtag ist stets mit besonderer Feierlichkeit begangen worden. Namentlich steht seine Persönlichkeit aufs engste in Beziehung mit dem Münsterbau: Kaiser Heinrich gilt als der eigentliche Begründer und Erbauer unserer Kathedrale.

Die historische Kritik hat freilich den persönlichen Anteil dieses Fürsten wesentlich eingeschränkt. Dr. Karl Stehlin ist seinerzeit in seiner Baugeschichte des Basler Münsters mit der Überlieferung scharf ins Gericht gegangen. Aber auch wenn wir so und soviel abstreichen, so bleibt doch noch des Bedeutenden genug, und es verlohnt sich wohl, sich aufs neue mit den damaligen Begebenheiten und den außerordentlichen Spuren künstlerischer Art aus jener Zeit nach dem Jahre 1000 zu beschäftigen.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Kaiser Heinrich erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts als „Reparator" des Münsters zu Basel bezeichnet wird. Allerdings sind schon rund hundert Jahre zuvor, 1347, durch die Vermittlung des Domkustos Johann von Landser Reliquien des heiligen Kaisers und seiner Gemahlin Kunigunde aus Bamberg nach Basel gebracht worden. Bei jener Gelegenheit ist die prachtvolle, silbervergoldete und mit durchsichtigem Email verzierte Monstranz gefertigt worden, die vor einigen Jahren so glücklich ihren Weg aus Rußland nach Basel zurückgefunden hat. Vergessen wir aber nicht, daß bereits im Ende des 13. Jahrhunderts am Münsterportal die Statuen des Kaiserpaares aufgestellt worden sind: Kaiser Heinrich hält das Münstermodell in der Hand, so daß also die Tradition, er sei nicht nur der Wohltäter, sondern der Erbauer der Kirche gewesen, älter ist als das 15. Jahrhundert und zumindest auf das 13. zurückgeht. Die zeitgenössischen Quellen und auch die späteren Heiligenlegenden des 12. und 13. Jahrhunderts erwähnen Basel mit keinem Wort. Sicher bezeugt ist einzig eine Reihe von Schenkungen, die Kaiser Heinrich durch Urkunde der Basler Kirche hat zukommen lassen.

Was ist der Grund gewesen, weshalb Heinrich II. Basel offenbar doch mit recht großer Aufmerksamkeit bedacht hat? Er hoffte in jenen Jahren das damalige Königreich Burgund zu erwerben. Denn die Stadt Basel gehörte nicht zum deutschen Reiche. Wie noch der Biograph seines Nachfolgers, des Kaisers Konrad II., sagt, „liegt Basel an einer Kreuzstraße zwischen Burgund, Deutschland und Frankreich; die Stadt selbst aber gehört zu Burgund". Bis zur französischen Revolution war ja auch das Bistum nicht wie Straßburg und Konstanz dem Erzsprengel Mainz, sondern mit Lausanne der burgundischen Kirchenprovinz Besançon unterstellt.

Wer wie der Schreiber oft zwischen Basel und Straßburg hin und her gefahren ist, dem fällt das Andersartige Basels deutlich in die Augen. Basel ist nicht wie Straßburg der Mittelpunkt einer reichen Provinz, sondern es ist eine Grenzstadt. Kommt man den Rhein herauf, so liegt es nicht in der Ebene, sondern auf Hügeln, hoch über der Böschung des Rheines, bereits ein wenig an die Zähringerstädte in der Schweiz, an Bern und Fryburg, gemahnend. Wie dort herrscht in den Häusern der Steinbau vor; das elsässische Riegelwerk, das bis in die nächste Nachbarschaft, in Allschwil und im Leimental, zu finden ist, tritt in Basel und auch dahinter im Baselbiet auffällig zurück. Basel ist in vielem schon eine jurassische Stadt.

Dieses Basel mußte also für Heinrich II. als Schlüssel zum Jura und zu dem sogenannten transjuranischen Burgund von ganz besonderer Bedeutung sein.

Das Königreich Hochburgund.

Die Beziehungen der deutschen Krone zum hochburgundischen Königreiche gehen freilich schon auf wesentlich frühere Zeiten zurück. Bei der Teilung des karolingischen Reiches zu Verdun im Jahre 843 war das Gebiet zu beiden Seiten des Jura dem Zwischenreiche Lothars zugesprochen worden, im Vertrage von Mersen im Jahre 870 aber Ludwig dem Deutschen zugefallen. Wenige Jahre später indessen gelang es dem Welfen Rudolf I., ein unabhängiges burgundisches Königtum zu begründen. Unter seinem Sohne Rudolf II. hat sich die Herrschaft auch über die Alpen ausgedehnt: „Rodulfus rex", wird er einmal genannt, „qui maxime clausurarum dominator." Er hat zwar 933 das oberitalienische Gebiet dem Grafen Hugo von Vienne gegen Niederburgund abgetauscht, aber die Verbindung Hochburgunds mit Oberitalien hat ja zum Teil noch Jahrhunderte lang weiterbestanden: das Haus Savoyen hat seine Residenz drüben in Turin gehabt und ist mit dem Risorgimento sogar zur italienischen Königsdynastie geworden. Auch damals blieb der Zusammenhang durch verwandtschaftliche Bande weiterbestehen. Rudolf II. hat dem Sohne Hugos, Lothar, seine Tochter Adelheid zur Frau gegeben. Diese Adelheid ist nach Lothars Tod vom Grafen Berengar von Ivrea hart bedrängt, aber von Kaiser Otto dem Großen auf seinem ersten Italienzuge befreit und zur Gemahlin gemacht worden.

Mit der Italienpolitik der deutschen Kaiser gewannen aber auch die Alpenpässe, die in der Hand des burgundischen Königs waren, erhöhte Bedeutung, erlaubten sie doch die direkte Verbindung vom Norden in die westlichen Gebiete der Poebene. Dazu kam das Interesse für den Kult des heiligen Mauritius, der als Führer einer Legion aus der Thebais in Ägypten samt seinen Soldaten bei der Christenverfolgung des Kaisers Diokletian zu Agaunum im Wallis, in der Nähe der Römerstadt Octodurus (Martigny), den Märtyrertod erlitten haben soll.

Im Jahre 961 ließ sich Otto I., der seinen jugendlichen Schwager, den König Konrad, seine überlegene Macht fühlen ließ und ihn sogar eine Zeitlang gefangenhielt, die Hauptreliquien des alten wie des neuen burgundischen Reiches, die Gebeine des Führers der thebäischen Legion, aus Agaunum im Wallis herausgeben. Er stattete damit die von ihm neugegründete Kathedrale von Magdeburg aus: der heilige Mauritius sollte künftighin als „miles christianus", als christlicher Ritter, Wache halten an der Ostgrenze des deutschen Reiches gegen die heidnischen Slaven. Der Übermittler der Reliquien war der damalige Basler Bischof Landelaus.

Unter den Kleinodien des deutschen Reiches findet sich auch als einer der ältesten und meistverehrten Bestandteile die Lanze des heiligen Mauritius. Nach den einen hätte sie schon König Rudolf I. an Heinrich den Vogler abgetreten und durch die Übergabe dieses Herrschersymbols von Burgund schon damals die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannt. Otto I. führte die Reliquie in der großen Ungarnschlacht auf dem Lechfeld im Jahre 955. Luitprand von Cremona, der die Lanzenspitze genau beschreibt, kennt sie aber nicht unter dem Namen des Mauritius, sondern schildert sie als das Instrument der Passion, den Speer, mit dem Longinus die Seite des Herrn öffnete; die Kaiserin Helena, die Mutter Konstantins des Großen, hätte sie einst zusammen mit dem Kreuze des Erlösers gefunden. Es scheint, daß König Rudolf das Stück, das er kurz zuvor aus Italien erhalten hatte, als Tauschobjekt gegen die endgültige Bestätigung des Gebietes zwischen Aare und Reuß als burgundischen Besitz eingehandelt hat. Die Mauritiuslanze dagegen ist, wie Hugo von Flavigny ausdrücklich bestätigt, erst nach dem Tode des letzten Königs, Rudolfs III., samt den andern Insignien Burgunds an den deutschen Kaiser gekommen.

Die beiden Lanzen sind schon sehr bald im Mittelalter und bis auf die allerneueste Zeit ständig verwechselt worden. Von der heiligen Lanze wissen wir, daß Kaiser Heinrich IV. sie bei der Belagerung der Burg Gleichen am Weihnachtsabend des Jahres 1088 verlor. Die andere Lanzenspitze, die heute noch im Reichsschatze aufbewahrt wird, ist durch eine Inschrift als die Waffe des heiligen Mauritius bezeugt. Sie war zersprungen, als man aus der Mitte des Blattes ein Stück herausstemmte, um einen Nagel vom Kreuze Christi einzufügen. Um das zerbrochene Blatt zusammenzuhalten, ließ Kaiser Heinrich IV. ein Silberblech darum legen, auf dem die erwähnte Inschrift eingraviert ist. Auf der einen Seite der Hülse steht CLAVVS DOMINICVS (ein Nagel des Herrn), auf der andern SANCTVS MAVRICIVS. Den Rändern entlang läuft die Umschrift: HENRICVS D(e)I GR(ati)A TERCIVS ROMAN(orum) IMPERATOR AVG(ustus) HOC ARGENTVM IVSSIT/FABRICARI AD CONFIRMATIONE(m) CLAVI D(omi)NI ET LANCEE SANCTI MAVRICII, zu deutsch: „Heinrich, von Gottes Gnaden der

dritte Kaiser der Römer und Augustus (Heinrich I. wurde, da er nur König und nicht Kaiser war, nicht gezählt) ließ dieses Silber machen, um den Nagel des Herrn und die Lanze des heiligen Mauritius zusammenzuhalten." Im 14. Jahrhundert hat dann freilich Kaiser Karl IV., der mehreren Stücken des Schatzes willkürlich eine andere Bedeutung gegeben hat, auch die Mauritiuslanze in diejenige der Passion abgeändert: er ließ ein zweites Blech aus Gold hinzufügen mit einer neuen Inschrift, die von der Lanze spricht, mit der die Seite des Herrn durchstochen wurde. Um die Verwirrung voll zu machen, hat sich im Domschatze zu Krakau noch die Spitze einer dritten Lanze erhalten. Offenbar handelt es sich aber nur um eine Nachbildung der Reichslanze, die Kaiser Otto III. einst an den Polenkönig Boleslav verschenkt haben soll.

Nicht nur die Lanze des hl. Mauritius wurde als kostbare Reliquie im Reichsschatze aufbewahrt, der Anführer der thebäischen Legion spielte auch in der Organisation des Heeres eine bedeutsame Rolle: das Reichsbanner mit dem bis zu den Rändern durchgehenden Kreuze wurde auf das Vexillum der thebäischen Märtyrerlegion zurückgeführt. Und daß die Kaiserkrönung in Rom nicht an der Apostelgruft, sondern am Altare des hl. Mauritius stattfand, beweist ebenfalls, welch außerordentlichen Platz der burgundische Heilige im gesamten Reichsgedanken einnahm.

In Magdeburg hat auch der heilige Mauritius selber, wie seine Lanze, einen seltsamen Wandel durchgemacht und eine ganz neue Bedeutung erlangt. Wie die wichtigsten Stücke des Reichsschatzes, zumal die Kaiserkrone Konrads II., später Karl dem Großen zugewiesen worden sind, so wurde auch der heilige Mauritius zum Paladin des großen Karl, zum Roland. Der Staatsarchivar von Magdeburg, Walter Möllenberg, hat neuerdings die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Rolandstatuen, die sich auf den Märkten der ostdeutschen Städte erheben, welche nach Magdeburger Recht eingerichtet waren, ursprünglich nichts anderes gewesen sind als Bildsäulen des Patrons von Magdeburg, des heiligen Mauritius. Am Roland der Stadt Jüterbog sind tatsächlich die dicken Negerlippen und das Wollhaar des Heiligen noch immer deutlich angegeben. Das deutsche Recht im Ostraume ist also durch einen Mohren gehütet worden.

So hat Burgund im Geistigen schon lange mächtig auf das Reich eingewirkt. Politisch ist es selbständig geblieben, wenn sich auch Otto der Große als der Vormund des Königs Konrad, des Bruders seiner Gemahlin Adelheid, betrachtete und den jungen Fürsten lange Zeit mit hinterlistiger Absicht, wie Flodoard von Reims in seinen Annalen urteilt, bei sich in Haft hielt. Aber daß Otto die Herrschaft völlig an sich genommen habe, wie Widukind behauptet, trifft nicht zu; beim Tode des großen Kaisers hat freilich Konrad gewiß aufgeatmet und seinem Lande eine günstige Stellung und, wie es scheint, eine Periode guten Gedeihens zurückgegeben. Indessen ist Konrads Sohn, Rudolf III., kinderlos geblieben. Sein Reich hat er deshalb noch zu seinen Lebzeiten dem Sohne seiner Schwester Gisela, die mit dem Bayern Herzog Heinrich dem Zänker, einem Neffen des großen Otto, vermählt war, eben unserm Heinrich II. vermacht. Im Jahre 1006, wie die Einsiedler Annalen berichten, nach dem Zeugnis der Urkunden, die der Kaiser 1005 in der Stadt ausgestellt hat, eher schon im Jahre zuvor, hat Heinrich II. Basel unter seine Herrschaft genommen, wohl als Pfand für die spätere Abtretung des ganzen Landes Burgund.

Die zeitgenössischen Gewährsmänner schildern uns die Zustände unter Rudolf III. als völlig unhaltbar. Es habe eine unwürdige Anarchie und Willkür geherrscht, und der weichliche, träge, ja feige König sei nicht imstande gewesen Ordnung zu schaffen und sich auch nur ein wenig durchzusetzen. Allerdings sind wir fast ausschließlich auf deutsche Quellen angewiesen, denen es offenbar daran gelegen war, zu zeigen, wie nötig das Eingreifen der Kaiser, erst Heinrichs II., dann Konrads II., gewesen sei. Sie sind Partei, ihre Aussagen wirken aber um so nachhaltiger, als aus dem Lande selbst außer einigen Urkunden kaum ein unmittelbarer Bericht auf uns gekommen ist.

Die Großen des Landes haben allerdings dem König viel zu schaffen gemacht. Sie sind ja aber auch die ständige Misere jedes mittelalterlichen Lehensstaates und zumal des deutschen Reiches gewesen. Man denke an die Opposition Ekkehards von Meißen und Hermanns von Schwaben gegen die Kaiserwahl Heinrichs II., die Aufstände Ernsts von Schwaben gegen Konrad II., Rudolfs von Rheinfelden gegen Heinrich IV. und Heinrichs des Löwen gegen Friedrich Barbarossa. Andererseits darf man nicht vergessen, daß gerade sie oft für den Bestand des Reichs von größter Bedeutung gewesen sind. Gleich wie in Deutschland das, was man die deutsche Ostkolonisation nennt, in der Hauptsache nicht von den Kaisern, sondern oft von eigenwilligen Großen unternommen worden ist, so ist es auch in den spätern Jahren des Königs Konrad das Werk einiger mächtiger burgundischer Lokalherren gewesen, die Sarazenen, die sich seit über hundert Jahren in mehreren Talschaften in den Alpen festgesetzt hatten, die daher noch heute die Maurienne heißen, und auch aus der Côte des Maures in der Provence endgültig zu vertreiben. Seltsam erschien es den deutschen Geschichtsschreibern, daß diese Herren sich nicht Herzöge nannten, obschon sie deren Macht besaßen, sondern bloß den Titel eines Grafen führten. Auch die einflußreichen Herren von Savoyen sind bis ins 15. Jahrhundert nur einfache Grafen gewesen und sind erst 1416 zum Range von Herzögen aufgerückt.

Es ist begreiflich, daß gegenüber solchen Machtgruppen König Rudolf III., genau so wie es auch Kaiser Heinrich II. tat, sich auf die geistlichen Würdenträger zu stützen suchte. Dieses Vorgehen hatte den Vorteil, den weltlichen Großen gegenüber ein starkes Gegengewicht zu schaffen; bei der Nachfolge trat kein Erbrecht in Kraft und der König konnte selbst auf die Wahl des Geeigneten seinen Einfluß ausüben. So scheint schon Rudolf III. den Bischof von der Tarentaise zum Grafen in seinem Gebiete erhoben, dem Bischof von Lausanne einen großen Teil der Grafschaft Waadt gegeben zu haben; auch dem Bischof von Basel hat er ähnliche Zuwendungen gemacht: 999 verlieh er Bischof Adalbero das bedeutendste Kloster im Jura, Moutier-Grandval, mit seinem weiten Besitz in Delsberg und St. Ursanne.

Gerade aus dem Kreise der Geistlichkeit ertönen aber Klagen, die mit den Vorwürfen der Chronisten übereinzustimmen scheinen. Zwar vernimmt man keine jener schweren persönlichen Anschuldigungen, wie sie die deutschen Bischöfe und Äbte gegen die Kaiser geschleudert haben. König Rudolf hat man tatsächlich nichts nachsagen können, was man gewiß mit Recht gerade einem Heinrich II. vorwerfen mußte; der spätere Schimmer der Heiligkeit hat seine Handlungsweise überstrahlt, aber die Zeitgenossen hätten beide Augen zudrücken müssen, wenn

sie es hätten billigen wollen, als er sich gegen die christlichen Polen mit den heidnischen Liutitzen verbündete, die ihre Götzen dem Heere des christlichen Kaisers vorantrugen. „Wie lassen sich die Abgötter und der Teufel mit dem Führer der Heiligen vereinen, Eurem und unserem Mauritius", so rief ihm damals Bruno von Querfurt entgegen, „wie sollen in einer Schlachtreihe zusammengehen die heilige Lanze und die mit menschlichem Opferblut getränkten Feldzeichen des Satans?"

Worüber sich der burgundische Klerus auf seinen Synoden beschwert, das ist die allgemeine „Rapacitas", das Verwüsten der Habe, das Wüten der Leute. Wie wenigstens die fremden Beobachter erzählen, soll die Geistlichkeit freilich selber am Raubwesen beteiligt gewesen sein, vor allen der Erzbischof Burchard von Lyon, ein Stiefbruder des Königs Rudolf III., den uns ein deutscher und ein welscher Berichterstatter wenig vorteilhaft schildern. In reizvoller Verschiedenheit des nationalen Temperaments schilt ihn der deutsche einen hemmungslosen Frevler, einen schändlichen Ehebrecher und Tempelschänder, während der welsche nur bemerkt, sein Tod sei seine einzige anständige Tat gewesen. Beide Zeugen sind freilich Partei: der eine, Hermann der Lahme, schrieb im schwäbischen Inselkloster Reichenau im Bodensee, der andere, Hugo von Flavigny, an der Mosel oberhalb Toul, in Verdun, das sich damals der besonderen Gunst des Kaisers Heinrich erfreute. In den offiziellen Urkunden, die wahrscheinlich auch kein unbedingt zuverlässiges Bild des Menschen geben, sieht Burchard von Lyon ganz anders aus: er ist ein eifriger Anhänger der Reformbewegung des Klosters Cluny und macht diesem strengen und mächtigen Mönchsorden zahlreiche, bedeutsame Geschenke.

Offenbar wandten sich die Anschuldigungen der Geistlichkeit gar nicht unmittelbar gegen den König, noch an die gewaltigen Großen, sondern an das Volk ganz im allgemeinen. Mit der „ständigen Verwüstung der Habe, dem Wüten der Leute und der Räuberei" in den Synodalberichten Hochburgunds ist vielleicht etwas ganz anderes gemeint: jene seltsamen privaten Fehden, das Herumtragen des Aufstandssymbols der Mazze in der Gestalt eines Pfahls, eines Maibaums oder auch eines Banners, worauf neuerdings Prof. Dr. Hans Georg Wackernagel aufmerksam gemacht hat, als einer bezeichnenden Erscheinung des Alpenlandes, besonders des Wallis, des Greyerzerlandes, der Waadt und der alten Sabaudia, des heutigen Savoyen. Diese Kriegszüge trugen oft ein ganz heidnisches Gebaren zur Schau, mit der Verehrung des Bundeszeichens und mit Opfern. Es ist begreiflich, daß dieses unausrottbare Wesen der Geistlichkeit schwere Sorgen gemacht hat. Im elften Jahrhundert heißt es, der heilige Bernhard von Menthon, nach dem der Paß vom Wallis nach dem Val d'Aosta, der ehemalige Mons Penninus, den Namen erhielt, habe in den Alpen mit den Verehrern eines „Idols" zu tun gehabt, und im 16. Jahrhundert gab dieses heidnische Tun auch dem Kardinal Schinner Anlaß einzugreifen. Der Ketzername der „Waadtländer", der „Vaudois" oder „Waldenser", der sich später auch auf die Stillen im Lande übertrug, erinnert noch immer an jene Heresien, die sich im Mittelalter bis nach Flandern ausbreiteten, und an die Herkunft aus jenen Gegenden.

Es ist als ein deutliches Zeichen der Schwäche der Burgunderkönige ausgelegt worden, daß in mehreren ihrer Urkunden gesagt wird, man hätte die Zustimmung des Kaisers eingeholt. Diese Urkunden betreffen aber namentlich

das Bistum Basel, das sich nicht nur in den Jura erstreckte, sondern auch das ganze obere Elsaß umfaßte; dieses gehörte zum Reiche und Grenzfälle interessierten deshalb beide Parteien. Daher wird es uns auch nicht verwundern, den Basler Bischof als geistlichen Herrn im Elsaß und oft auch als Besitzer von Gütern im Reichsgebiet zuweilen an den deutschen Reichstagungen anzutreffen, wo über diesen Teil seines Sprengels entschieden werden konnte, so 948 in Ingelheim, 1007 in Frankfurt. In den genannten Urkunden handelt es sich denn auch vornehmlich um Transaktionen, über die man sich gegenseitig verständigen mußte, z. B. die Übertragung eines elsässischen Klosters ins burgundische Gebiet, nach Lure in der heutigen Franche-Comté, die Restauration von Moutier-Grandval und später die Übergabe dieser Abtei, der bedeutendsten im Bistum neben dem Kloster Murbach, an den Bischof von Basel. Hier erscheint der Name des Kaisers interessanterweise nicht bei der Schenkung, sondern nur bei der Bestätigung. Es handelt sich also in diesen Urkunden nicht um ein Zeichen der Abhängigkeit, sondern eines korrekten gegenseitigen Verkehrs.

1016 treffen wir freilich den König Rudolf selber bei Heinrich II. am kaiserlichen Hoftag in Straßburg. In Burgund hatte sich eine steigende Opposition gegen die deutschen Neigungen des Königs und gegen die Nachfolgerschaft Heinrichs gebildet, und diese Fragen scheinen damals besprochen worden zu sein. Thietmar von Merseburg, der allerdings die Dinge Burgunds nur vom Hörensagen kannte, deutet sogar an, Rudolf habe sein Reich dem Kaiser „in die Hände", also zu Lehen übergeben. Das entspricht aber gewiß nicht der Wahrheit, denn später ist nie die Rede davon. Heinrich glaubte aber offenbar der Sache zu dienen und seinem Onkel angenehm zu sein, wenn er seine Gegner, namentlich den gewaltigsten unter ihnen, Otto Wilhelm, dem das Gebiet von der Saône bis ins Elsaß botmäßig war, seine Macht fühlen ließ. Er rückte in den Sundgau ein, vermochte aber gegen den Grafen, der sich in seinen Burgen verschanzte, nichts auszurichten; er konnte nur das offene Land verwüsten und mußte, wie Thietmar selbst sagt, traurig umkehren. Frühere Historiker haben geglaubt, auch Basel hätte damals seine Tore verschlossen. Dem Bericht Thietmars ist das nicht zu entnehmen: unter den „befestigten Städten" sind gewiß nur die festen Plätze des Grafen zu verstehen, Orte wie Altkirch, Pfirt, Morimont, Héricourt und Belfort. Der Erfolg dieses Kriegszugs von 1016 war dem gerade entgegengesetzt, was sich Heinrich eigentlich wünschen mußte. Die Großen versicherten Rudolf III. ihrer Treue; der Kaiser sah sich einem gestärkten burgundischen Königtum gegenüber und mußte sich, wie Alpert von Metz andeutet, mit der neuen Lage der Dinge abfinden.

Zwei Jahre später, 1018, erscheint Rudolf III. wiederum am Hoftag des Kaisers Heinrich in Mainz. Er führte sogar die königlichen Insignien mit sich: Krone und Szepter. Er hat die Kleinodien, die keine bloßen Schmuckstücke, sondern die wirklichen Zeichen seiner Macht waren, dem Kaiser nicht überreicht, wie vom gleichen Berichterstatter abermals behauptet wird, sondern er hat sie wieder mitgenommen, denn bei seinem Tode sind sie noch in seinem Besitz und wurden erst damals Konrad II. übersandt. Rudolf trat in seinem königlichen Ornat als selbstbewußter, gleichberechtigter Fürst auf, und daß er als solcher dennoch zum Kaiser kam, war ein offensichtliches Zeichen des Wohlwollens und der Sym-

pathie seinem Neffen und künftigen Erben gegenüber, gleich wie er neun Jahre später einwilligte, bei der Krönung Konrads II. in Rom zu erscheinen. Heinrich II. scheint freilich, wie auch die zeitgenössischen Geschichtsschreiber, die huldvolle Geste des Königs mißverstanden zu haben. Daß Rudolf III. die Insignien wieder mitnahm, ist vielleicht der Grund gewesen, weshalb Heinrich noch im selben Jahre dem König bis an die Rhone nachzog. Nur ganz beiläufig erfahren wir vom Einsiedler Annalisten, der Kaiser, der eigentlich hinterhältig gehandelt habe, sei unverrichteter Dinge umgekehrt und hätte sich nach Zürich zurückgezogen.

Das burgundische Reich hatte sich also offenbar als widerstandsfähiger erwiesen, als die Zeitgenossen glaubten und man nach ihren Aussagen annehmen müßte. Manches spricht im Gegenteil dafür, daß das Land in den letzten Jahren König Konrads mit dem Beinamen des Friedfertigen und unter Rudolf III. eine gewisse Wohlfahrt gesehen hat. Materiell muß es gar nicht so übel bestellt gewesen sein, fällt doch eine stattliche Zahl von Kirchenbauten zweifellos in diese Zeit. Wir erwähnen nur die Restauration von Moutier-Grandval, die Gründung von Payerne und Romainmôtier, beide Cluny affiliert und durch die persönliche Anregung des heiligen Abtes Odilo entstanden, der oft durch das Land reiste; die bekannte Gruppe altertümlicher Kirchen im Berner Oberland, St. Mauritius zu Amsoldingen, Scherzligen, Spiez, Wimmis und Einigen, stammen ziemlich sicher aus dem 10. Jahrhundert, und wahrscheinlich haben auch St. Imier im Jura und Schönenwerd an der Aare damals ihre heutige Gestalt erhalten.

Die unselige Anwendung von Gewalt im Jahre 1018 ist offenbar die Ursache einer tiefen Verstimmung zwischen dem Kaiser und dem König Rudolf III. geworden, die auch Heinrichs Nachfolger Konrad II. noch viel zu schaffen gemacht hat. Sehr viel glücklicher ist Heinrich II. mit seiner andern Taktik gewesen, durch Geschenke die Sympathien in dem Gebiete zu gewinnen, das er zu erwerben gedachte. Und in der Tat hat er sich dadurch ein unauslöschliches Gedächtnis gesichert.

Der Anteil des Kaisers Heinrich am Basler Münsterbau.

Die Schenkurkunden, die Heinrich II. für Basel ausgestellt hat, betreffen zwar zumeist nur allgemein den Bischof und das Hochstift und erlauben namentlich nicht herauszulesen, daß Heinrich II. selber das Münster erbaut habe. Immerhin verleiht der Kaiser schon 1005 dem Bischof Adalbero ein Gut im Breisgau „ad utilitatem monasterii", zugunsten des Münsters, wie wir getrost wörtlich übersetzen dürfen; eine Urkunde von 1008 besagt, daß die Stiftung bestimmt sei für den Bischof und seine zu Ehren der heiligen Maria errichtete und erbaute Kirche: „ecclesie in honore sancte Marie constructe ac edificate." Zuwendungen Heinrichs II., die speziell dem Münsterbau zugedacht waren, fehlen also nicht gänzlich.

Daß damals das Münster tatsächlich neu gebaut worden ist und daß sich der Kaiser persönlich dafür interessiert hat, wird noch durch eine andere Überlieferung bezeugt, wonach Heinrich II. bei der Weihe der Kirche am 11. Oktober 1019 mit seinem Gefolge zugegen gewesen ist. Allerdings ist auch diese Tradition wiederum nicht vor dem 15. Jahrhundert belegt: der Bericht findet sich zuerst in dem um 1475 vom Kaplan Nikolaus Gerung, genannt Blauenstein, verfaßten Bischofskatalog. „Im Jahre 1019", heißt es dort, „am fünften Tage vor den Iden des Oktober, in der zweiten Indiktion, ist die von Kaiser Heinrich erneuerte und reich mit Reliquien und Zierden ausgestattete Kirche von Basel durch den Bischof Adalbero geweiht worden, in Anwesenheit des Kaisers selbst, im 18. Jahre seines Königtums, dem sechsten seines Kaisertums. Sie wurde geweiht zu Ehren der heiligen Auferstehung Jesu Christi, des heiligen Kreuzes, der heiligen Gottesgebärerin Maria, des heiligen Johannes Baptista, der Apostel Peter und Paul, Andreas, Thomas und aller Apostel und aller Heiligen. Es wohnten der Feier bei, außer dem Bischof und dem Kaiser, die ehrwürdigen Herren und Väter Popo, Erzbischof von Trier, Wernher, Bischof von Straßburg, Rumold von Konstanz, Hugo von Genf, Hugo von Lausanne und Bischof Erich, der Bischof der kaiserlichen Kapelle."

Das späte Datum der Aufzeichnung ist Grund genug gewesen, die Richtigkeit der Meldung anzuzweifeln. Wenn auch die Möglichkeit der Präsenz des Kaisers bei der Kirchweihe unbestritten blieb, so ist doch die Jahresangabe angefochten worden. So glaubte sich Siegfried Hirsch in den „Jahrbüchern des deutschen Reiches" veranlaßt, die Basler Münsterweihe um ein Jahr vorzurücken. Im Jahr 1018 ist Heinrich tatsächlich über Basel gekommen, damals als er jenen Zug nach Burgund unternahm, der, wie wir bereits gesehen haben, so ungünstig verlaufen ist. Auf jener Fahrt hat er auch noch eine andere Kirchweihe vornehmen lassen. Als er von Frankfurt aus aufbrach, führte ihn sein Weg über Worms. Dort hatte der gelehrte und heilige Bischof Burkhard einen neuen Dom zu bauen begonnen; er war noch längst nicht vollendet, aber der Kaiser befahl, die Kirche vom Staub und vom Baumaterial zu säubern und so rasch wie möglich zur Konsekration herzurichten, denn er wollte sich seine Teilnahme an diesem Festtag nicht entgehen lassen. Der Bischof hatte zuerst Einsprache erhoben, dann aber vorgezogen sich zu fügen; die Weihe fand statt und schließlich hatte Burkhard die Gegenwart des in kirchlichen Dingen eifrigen und freigebigen Fürsten nicht zu bereuen. Das war im Frühjahr, als der Kaiser voll Hoffnung gegen Burgund auszog. Es liegt aber kein Grund vor, anzunehmen, daß er im Oktober, nach seinem völligen Mißerfolg in Burgund, nach Basel zurückgekommen wäre und dort, in der burgundischen Stadt, eine glänzende Kirchweih gehalten hätte, als ob es galt, einen Sieg zu feiern. Mit nur wenigen, mit denen er der Niederlage entronnen war, war er nach Zürich zurückgekehrt und dann, wie es bei Thietmar heißt, rasch den Rhein hinuntergezogen. Im Jahre 1019 war er aber wiederum in der Gegend: zwischen Juni und September weilte er in Mainz, zog dann rheinaufwärts und hielt noch eine Tagsatzung in Straßburg ab; im Oktober konnte er wohl in Basel sein; erst im Dezember finden wir ihn wieder in Thüringen.

Es ist auffällig, wie Blauenstein mitten in seiner trockenen Aufzählung der Bischofsnamen bei dem Ereignis von 1019 plötzlich in einen ganz anderen Ton

verfällt: er gibt einen Text, in dem sich zweifellos ein authentischer Weihebericht widerspiegelt. Die Namen der Prälaten, die bei der Zeremonie assistierten, stimmen genau mit denen der zeitgenössischen Kirchenfürsten überein; einem Fälscher wäre eine solche fehlerfreie Zusammenstellung wohl nur schwerlich gelungen. Auch die Zeitangaben treffen auf das Genaueste zu, und zwar nicht nur die Regierungsjahre Heinrichs II. als König und Kaiser, sondern auch namentlich die selten richtige Angabe der Indiktion.

Von früheren Historikern ist schon die Vermutung geäußert worden, es möchte vielleicht mit der Weihe des Basler Münsters ähnlich bestellt gewesen sein wie mit dem Wormser Dom, der Kaiser hätte auch da die Arbeiten beschleunigen lassen, um an dieser höchsten aller Feierlichkeiten teilnehmen zu können, da ihn seine Aufgaben gerade in die Gegend führten. Zu dieser Annahme berechtigt aber nichts: wir besitzen keinerlei Andeutung solcher Vorkehrungen, geschweige denn einen Beweis, in den allerdings allzuspärlichen Nachrichten. Der Vorgang von Worms wird uns andererseits ausdrücklich als eine Ausnahme geschildert, gegen die der Bischof erst Verwahrung eingelegt hatte, da sie gegen den Brauch verstieß. Das Münster dürfte wohl fertig gewesen sein, und dieser Umstand könnte eher die Meinung bestärken, die Anfänge des Münsterbaus möchten schon vor die Zeit des kaiserlichen Wirkens hinaufreichen, in jene Periode des burgundischen Reiches, da allenthalben die Kirchen neu errichtet wurden. Die Vollendung der Kathedrale hat sich allerdings Heinrich II. sehr angelegen sein lassen.

Aber nicht nur durch die Beteiligung am Bau hat sich ja Heinrich II. ein gutes Andenken verschafft, sondern zumal durch seine kostbaren Gaben, die er dem vollendeten Münster verliehen hat. Zwei davon haben sich durch das ganze Mittelalter bis auf unsere Zeit erhalten: der goldene Altarvorsatz und das goldene Reliquienkreuz. Auch die Kaiser-Heinrichs-Gaben sind zwar erst seit dem 15. Jahrhundert bezeugt, indessen finden wir das Kreuz bereits schon in den Händen der Kunigundenfigur an der Münsterfassade aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Die beiden Stücke stammen aber zweifellos aus der Zeit um das Jahr 1000. Sie sind künstlerisch wie historisch von außerordentlicher Bedeutung. Ihre genaue Betrachtung erlaubt manchen tiefen Einblick in das Wesen jener Epoche, in die Geschehnisse der Regierung Heinrichs II., ja sogar in die Gestalt der Ausstattung unseres damaligen Münsters. An die Heinrichsgaben schließen sich außerdem noch zwei im allgemeinen wohlbekannte Steinreliefs im Münster an, die Apostel- und die Vincentiustafel, deren Wert und Schönheit noch selten richtig geschätzt worden ist. Endlich läßt sich an diese Werke meist plastischer Kunst noch ein neuerdings entdecktes Denkmal der Malerei anfügen.

Zuvor haben wir uns aber mit dem Münsterbau aus der Zeit Heinrichs II. selbst zu beschäftigen.

Das Heinrichs-Münster.

Am Münster stammt aus der Zeit Heinrichs II. der untere Teil des Georgturms. Leicht erkennt man in der Fläche der Frontmauer jenes altertümliche, angewitterte Quaderwerk hinter der Georgsfigur, dessen hellere Steine trotz allem Anstreichen mit roter Farbe immer wieder hervortreten. Man hat sich zuweilen über die Größe und die Schönheit des Quadergefüges verwundert, denn nach der Ansicht vieler Forscher hätte man im elften Jahrhundert nur die Bruchsteinmauerung mit bloßer Quaderverstärkung an den Ecken gekannt. Der Quaderbau war aber auch schon unter den Karolingern geübt, und die Krypta des Straßburger Münsters, die 1015 begonnen wurde, ist ebenfalls aus Quadern, zum Teil mit einem Farbenwechsel von rot und weiß wie an unserm spätromanischen Münster errichtet. Die Verwendung von Quadern an unserm Münster spricht für einen qualitativ hochstehenden Bau. Am Obergeschoß des Turmes ist eine feine, aber schlichte Dekoration angebracht: vier rundbogige Felder sind ganz leicht eingelassen, so daß schlanke, hohe Bogen von schöner Proportion entstehen. Darüber legt sich ein rechteckiges, ebenfalls eingetieftes Feld. Wir mögen uns vorstellen, daß die ganzen Hochmauern des Domes mit solchen Bogenreihen, die zum Teil auch die Oberfenster des Schiffes umrahmten, verziert waren. In der Tat wiederholen sie sich an den andern Außenwandungen des Turmes. Auf der Rückseite sind jedoch nur drei Bogen vorhanden, so daß neben ihnen ein Streifen freibleibt zum Anschluß der Hochwand des Schiffs. Der Turm war also an die Kirche angebaut. Seine vierte Seite ist glatt und lag infolgedessen im Innern. Ziemlich weit oben führt ein vermauertes Pförtchen heute ins Leere. Ursprünglich betrat man von dort aus zweifellos eine Tribüne, die sich vom Georgsturm aus bis zu einem zu ergänzenden Partner hinüber erstreckte. Eine solche Emporenanlage am Westende des Schiffs zeigt heute noch die Kirche von Schönenwerd bei Aarau.

Noch etwas können wir am Turm beobachten: das ist der Keilsteinbogen, der sich hinter der Lanze des heiligen Georg im Mauerwerk abzeichnet und der hüben und drüben auf einer Pfeilervorlage aufruht. Hier schloß also eine gewölbte Halle an, die einen Vorhof, ein sogenanntes Atrium, umgab, wie solche an mehreren Kirchen des Oberrheins aus dieser Zeit bezeugt sind.

Lange Zeit hat man geglaubt, die Fassade des Heinrichsmünsters müsse schmäler gewesen sein als die des heutigen Baus. Beim Legen einer Gasleitung vor dem Portal im Jahre 1913 sind aber zwei Mauerpaare zum Vorschein gekommen, die genau in der Verlängerung der heutigen Türme liegen und zweifellos die Fundamente des eben erwähnten Hallenvorhofes sind. Die Mauern sind schon als römisch bezeichnet worden, sie entsprechen aber genau dem, was die Ansätze am Georgsturm erfordern. Sie beweisen uns, daß der Martinsturm, der im 13. Jahrhundert von Grund auf neu erbaut worden ist, nur den Ersatz für einen Turm aus dem elften darstellt, daß also das Mittelschiff des Heinrichsmünsters bereits schon die stattliche Breite des heutigen aus dem 12. Jahrhundert besaß. Von der Gestalt der Kirche und dem Anblick ihres Innern wissen wir gar nichts. Man kann nur vermuten, daß sie von Säulen getragen und mit einer hölzernen Decke überspannt war. Es wäre an und für sich nicht unmöglich,

daß die Säulenschäfte im Schiff aus den Tempelruinen des benachbarten Augst herbeigeschafft worden wären, wie man ja damals auch in Rom allgemein für die Kirchenbauten den reichen Vorrat an antiken Säulen aufbrauchte. Auch in Grandson sollen ja die antiken Säulenschäfte der Kirche aus der ehemaligen Römerstadt Eburodunum-Yverdon stammen.

Nach der Chorform würden wir wohl vergeblich Nachforschungen anstellen: die tiefen Ausschachtungen für die Krypten des 12. Jahrhunderts haben alle früheren Spuren verwischt. Sicher war nicht wie heute ein Umgang um das Altarhaus vorhanden; der Chor bildete ein einfaches Rund. Auch da mag uns wieder die Kirche von Schönenwerd eine gute Vorstellung geben. Wir finden dort, allerdings vom Boden aufsteigend, genau die Blenden des Georgsturmes wieder. Nur muß die Basler Nische viel gewaltiger gewesen sein.

Von der Gestalt des Chorinnern können wir uns sogar noch ein ziemlich deutliches Bild machen, und zwar geben uns die Heinrichsgaben selbst die Wegleitung.

Wir wissen aus dem späten Mittelalter, daß die goldene Tafel an bestimmten hohen Festtagen auf den Altar gesetzt wurde. Rudolf Burckhardt hat uns das in seinem schönen Buche über den Kirchenschatz beschrieben und durch eine schematische Zeichnung anschaulich zu machen gesucht. Wie so etwas wirklich ausgesehen haben muß, vermittelt uns das Gemälde eines französischen Meisters aus dem 15. Jahrhundert, welches das Innere des Chors der Abteikirche von Saint-Denis bei Paris darstellt. Da sehen wir auf dem Altartische die goldene Tafel, die Karl der Kahle der Abtei geschenkt hat, und darüber ein kostbares Kreuz, ähnlich dem, das Heinrich II. gleichfalls dem Basler Münster gestiftet hat. Die goldene Altartafel ist aber ursprünglich kein solcher Retabel gewesen, sondern, wie auch ihr Umriß mit dem Sockel und der oberen Kante deutlich zeigt, ein Vorsatz oder Antependium, die Verkleidung der Vorderseite des Altartisches. Allerdings konnte bei einer solchen Aufstellung der Priester nicht, wie das heute in der katholischen Kirche der Fall ist, vor dem Altar stehend mit dem Rücken gegen die Gemeinde Messe halten: er hätte die Tafel verdeckt und durch eine ungeschickte Bewegung oder allein durch das Reiben mit seinen liturgischen Gewändern beschädigt. In der Tat stand bei uns der Priester bis ins 12. Jahrhundert hinein hinter dem Altar, das Gesicht über den Tisch hinweg dem Eingange der Kirche zugewendet.

Die zwiefache Front eines solchen Altars, nach hinten gegen den Priester, nach vorne gegen das Volk, erklärt auch die Doppelseitigkeit des von Heinrich II. geschenkten Reliquienkreuzes. Es ist ursprünglich kein Prozessionskreuz, das auf einer Stange getragen wurde, sondern eine Altarzierde, ja sogar das Hauptkreuz auf dem Hochaltar gewesen. Nur die vordere, einst der Kirche zugewandte Seite hat sich erhalten. Sie zeigt in der Mitte eine geschnittene Gemme und auf den Armen vier Kristallcabochons mit Reliquien. Wie karolingische Werke besitzt sie nur einen Randbesatz von Steinen um freie Felder von Goldblech, während die späteren Kreuze des elften Jahrhunderts meist dicht mit Steinen oder Perlen und Filigran bedeckt sind. Rudolf Burckhardt vermutet mit Recht, daß schon ursprünglich die Rundmedaillons der Kreuzarme auf der Rückseite mit gravierten oder vielleicht auch in Schmelz ausgeführten Evangelistenzeichen verziert gewesen seien, und man darf gewiß annehmen, daß vor der Reparatur des 14. Jahrhunderts in der Mitte statt des Kruzifixes, das, wie Rudolf Burckhardt

gezeigt hat, sich schlecht einpaßt, vielleicht die Figur des Lammes angebracht war. Diese Symbole waren dem Priester, der hinter dem Altar die Messe darbrachte, zugekehrt, die kostbare goldene Seite schaute dagegen über der Altartafel nach der Gemeinde hinaus.

Die Einrichtung des Chors muß also einst ähnlich bestellt gewesen sein, wie das noch heute in mehreren alten Kirchen Roms der Fall ist. Dort steht hinten in der Tiefe der Nische der Bischofsthron, eine Bank zieht sich der Rundung der Wand entlang als Sitz für die Priester und das Gefolge des geistlichen Würdenträgers. Ganz vorne auf dem erhöhten Podest, der die Apsis ausfüllt, steht der Altar unter einem Überdach, dem Ciborium, das gewiß auch in Basel nicht gefehlt hat. Auf den oberen Laufgängen im heutigen Münster sind Stücke von Säulenschäften aus dunkelgrünem Porphyr verwendet, die vielleicht von diesem Ciborium stammen. Zu beiden Seiten des Altars führen in den römischen Kirchen Treppen zur Plattform hinauf. Unmittelbar vor dem Tische öffnet sich aber eine Tiefe, in der man durch ein vergittertes Fenster in ein Heiligengrab hineinschauen kann.

In Basel dürfte freilich nicht bloß eine solche „Confessio" nach römischer Art vorhanden gewesen sein, sondern, wie es auch in dem gewaltigen, um dieselbe Zeit zu Straßburg erbauten Münster der Fall war, wird sich unter dem Chor eine Krypta ausgedehnt haben, zu der man auf einer breiten Treppe in der Mitte hinabstieg. Eine ähnliche Disposition sehen wir heute noch im Dome zu Chur und in der kleinen romanischen Kirche San Nicolao zu Giornico im Kanton Tessin. In Giornico ist sogar die Spur des Altars im Fußboden, vorn auf der Chorestrade in der Mitte zwischen den Treppenendigungen, noch heute deutlich zu erkennen. Auf diese Weise durch die Gewölbe der Krypta hoch emporgehoben, muß der Altar mit seiner schimmernden Verkleidung den Gläubigen weithin durch die Kirche wundersam entgegengeleuchtet haben.

Vor der mächtigen Nische des Basler Münsters, die wir uns ähnlich gewaltig wie das Chorrund von Straßburg vorstellen können, lagen die seitlichen Treppen weiter auseinander als in den kleineren, bescheideneren Bauten von Rom, Chur oder Giornico, so daß der Chorboden rechts und links vom Altare gegen den Abgrund der Kryptentreppe durch Schranken gesichert werden mußte.

Eine dieser Schrankenplatten hat sich offenbar noch erhalten: es ist die Apostel-tafel, die heute in der Abschlußwand des äußeren südlichen Seitenschiffs im Münster eingemauert ist. In ihren Dimensionen paßt die Platte vorzüglich zu einem solchen Zwecke; ihre Komposition nähert sich der goldenen Altartafel. Die Ausführung des Steinreliefs ist freilich etwas derber als die der eleganteren Goldarbeit. Beide Tafeln zeigen Bogenreihen, im Gegensatz zum goldenen Antependium sind aber auf der Schrankenplatte immer zwei Figuren zusammen gruppiert. Es sollten also nach den Seiten hinaus nicht einfach weitere bedeutsame Gestalten wie am Altar aufgezählt werden, sondern die Absicht des Bildhauers war offenbar, den Eindruck der Schar der Apostel zu geben. Nur sechs von ihnen sind auf uns gekommen; ein zweites Relief mit den übrigen sechs Aposteln, das einst auf der andern Seite des Altars gestanden hatte, ist leider verloren gegangen. Die erste Figur links auf der uns erhaltenen Tafel, der heilige Petrus, weist mit der Rechten aus dem Relief hinaus. Die Platte stand also zweifellos einst rechts vom Altare, und die Hand Petri deutete hinüber nach dem Opfertische und dem Christus des goldenen Vorsatzes.

Die goldene Altartafel.

Die goldene Altartafel ist bis heute der Gegenstand einer besonderen Anhänglichkeit von seiten der Stadt geblieben, der sie einst angehört hat, aber durch ein widriges Schicksal entführt worden ist. Noch heute denkt jeder rechte Basler, wenn er sich in Paris aufhält, daran, daß er sich in der Nähe der Altartafel befindet, die das kostbarste und verehrungswürdigste Stück des Münsterschatzes gewesen ist, und wenn er irgendwie Zeit hat, so versucht er bestimmt, ihr im Musée de Cluny einen Besuch abzustatten. Rudolf Burckhardt hat in seinem prächtigen Buche über die unerhörte Sammlung mittelalterlicher Kirchenzierden, die bis zum Unglücksjahre 1833 in unserem Münster beisammen war, die Geschichte des goldenen Antependiums geschildert und das Werk selbst durch schöne Abbildungen und eine eingehende Beschreibung der Betrachtung nahegebracht. Inhalt und Bedeutung der goldenen Tafel ist namentlich von Wilhelm Wackernagel schon 1857 in grundlegender Weise erläutert worden. Das schmale Schriftchen, eine Festgabe zur Promotion des Gymnasiums, gehört noch immer zum Besten, was über die Tafel geschrieben worden ist, und wir tun gut daran, die Ergebnisse früherer Forschung stets wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Die goldene Altartafel gehört allerdings zu jenen bedeutsamen Werken, deren Studium sich nie erschöpft. So werden auch wir diesem wichtigen Denkmal noch einige neue Aspekte abgewinnen können.

Die in Goldblech über einen Zedernholzkern getriebene Tafel würde heute wohl niemand mehr mit Franz Kugler für eine Erneuerung des 13. Jahrhunderts halten, sondern sie ist sicher, wie er sich ausdrückt, „das alte Stück". Mit ihrem Sockel und der oberen Ausladung läßt sie deutlich den Umriß des Altartisches erkennen, ihre Verwendung als Antependium. Fünf Gestalten, in der Mitte Christus, rechts die Erzengel Gabriel und Rafael, links der Erzengel Michael und der heilige Benedikt, stehen unter Bogen, zwischen mit Schaftringen besetzten Säulen. Sie treten auf bewachsene Erdschollen, die für die Kunst um 1000 so charakteristisch sind. Die Figuren ragen kräftig plastisch herausgearbeitet vor dem glatten, glänzenden Grunde hervor. Die übrigen Flächen der Tafel sind von einem reichen, mit Tieren bevölkerten Rankengespinnst überspielt, so daß in den Bogenzwickeln und auf den Rahmenleisten, im Gegensatz zu den blinkenden Flächen hinter den Figuren, ein feines Flimmern entsteht. Die zierlichen Ranken umschließen Blattwerk, Vögel, Panther und Löwen. Mehrfach kehrt dasselbe Muster wieder. Die Friese sind also über Modeln gehämmert worden. Wie die Gestalten der Erzengel, so ist auch dieses Geflecht mit seinem Getier orientalischen Ursprungs. Die Tafel ist jedoch kein östliches, sondern zweifellos ein westliches Werk. Nicht nur sind die Inschriften lateinisch, die Segensgebärde Christi ist die der römischen, nicht der griechischen Kirche: er hat drei Finger erhoben, aber hält den Daumen abgespreizt, während beim orientalischen Segen sich Daumen und Goldfinger berühren. Die goldene Altartafel ist nicht von jener sublimen Feinheit und Vornehmheit byzantinischer Gebilde, sondern jenen gegenüber von einer derberen Schwere, aber es liegt auch auf ihr ein unvergänglicher Abglanz jener späten griechischen Kunst.

Christus in der Mitte der Tafel ist etwas größer gebildet als die übrigen Figuren. Die getriebene Umschrift des einfassenden Bogens bezeichnet ihn feierlich als den König der Könige und den Herrn der Herrschenden. (Die gleiche Beischrift, ebenfalls lateinisch und nicht griechisch, ist auch um das Christusbild der gleichzeitigen byzantinischen Goldmünzen zu lesen.) Er hebt beide Arme: die rechte Hand spendet den Segen, in seiner linken ruht die Weltkugel, die mit dem Monogramm Christi und den beiden Buchstaben Alpha und Omega bezeichnet ist. Der Nimbus, der das ernste Haupt umgibt, ist reicher als der der anderen Figuren mit Steinen besetzt und außerdem nach der Regel mit dem Kreuze belegt. Bei aller Feierlichkeit und dem fast überirdischen Schimmern des edlen Materials ruht sowohl auf dieser Gestalt Christi, und zumal auch auf den seitlichen Figuren, noch etwas von antiker, aus griechischem Geiste stammende Grazie und Menschlichkeit. Wie einfach und prunklos ist das Gewand, das sich straff um den Leib Christi legt; die geschlängelten Linien der Säume und die hochfliegenden Mantelenden bilden die einzige Verzierung. Wie hübsch ist das Zurückgleiten des Ärmels an den erhobenen nackten Armen Christi und des Erzengels Gabriel beobachtet. Gleich schlichten Wanderern setzen die beiden Botenengel Gabriel und Rafael ihre Stäbe vor sich hin. Der heilige Michael führt einen bewimpelten Speer und trägt wie Christus die Weltkugel, aber er stellt nichts von der erhabenen Würde eines Führers der himmlischen Heerscharen zur Schau, sondern erscheint eher als der, welcher mit liebenswürdigem Ernst die Seelen in Empfang und in Obhut nimmt. Der heilige Benedikt endlich fügt sich in natürlicher Bescheidenheit in den himmlischen Kreis. Im Gegensatz zu den lichten Himmelsgestalten ist er nicht barfuß, sondern als Mönch beschuht, sein derbes Haupt trägt die Tonsur und in den Händen hält er Abtsstab und Buch.

Einen feierlichen Ton schlägt wiederum die Inschrift an, die in eine Reihe von Plättchen eingegraben über und unter dem vertieften Feld mit der Bogenstellung auf die waagrechten Leisten des inneren Rahmens geheftet ist. Die Gruben der Lettern sind mit roter Paste ausgefüllt. Der erste Vers, wie der untere ein lateinischer Hexameter, wendet sich fragend an den Betrachter und kündet ihm die Macht des Herrn; der zweite mündet in ein Gebet aus:

QUIS SICUT HEL FORTIS SOTER MEDICUS BENEDICTUS
PROSPICE TERRIGENAS CLEMENS MEDIATOR USIAS.

Wer ist stark wie der Herr, als Retter und Arzt benedeiet?
Mittler der Welt blicke gnädig herab auf die Erdengebornen!

Wie auch sonst die mittelalterlichen Texte, enthalten die Verse, zumal der erste, einen doppelten Sinn: einen wörtlichen und einen symbolischen. In seiner Schrift über „Die goldene Altartafel von Basel" aus dem Jahre 1857 hat Wilhelm Wackernagel darauf hingewiesen, daß die erste Zeile im einzelnen die Namen der fünf Figuren aufzählt, sich als Ganzes gelesen aber auf den Herrn in der Mitte bezieht, an den sich auch die zweite Zeile richtet. „Wer ist wie Gott" ist die Übersetzung des hebräischen Wortes Michael, „der starke Herr" ist die Bedeutung von Gabriel, „der heilende Herr" die Umschreibung von Rafael, „Benedictus", der Gebenedeite, ist der Name der vierten Gestalt, des Begründers

des Mönchtums im Abendlande; „Soter", der Retter, ist Christus selbst. Seltsam ist auch in der lateinischen Inschrift die Verwendung des hebräischen Wortes „Hel" für Gott, des griechischen „Soter" für Heiland und der Gebrauch des griechischen Wortes „Usia" für den Begriff der vom Herrn verwalteten Welt. Interessanterweise kommt dieses Wort „Usia" auch auf der in Kupfer getriebenen und vergoldeten, heute nur noch in Fragmenten erhaltenen Kanzel vor, die Heinrich II. dem Münster zu Aachen geschenkt hat, sowie auf dem prächtigen, mit den Bildern der Gestirne gezierten Mantel, den der Unteritaliener Melus von Bari in den selben Jahren für Heinrich II. hat anfertigen lassen, und den der Kaiser dem Dome zu Bamberg geschenkt hat. (Jener Melus oder Ismael hatte gegen die Byzantiner in Apulien einen Aufstand unternommen, war aber geschlagen worden und im Jahre 1018 zum Kaiser nach Regensburg gekommen. Heinrich hatte ihn zum Herzog jener Provinz ausersehen, aber schon 1020 ist Melus bei einer Zusammenkunft in Bamberg gestorben.)

Auf Heinrich als den Stifter der Basler goldenen Tafel scheinen auch die beiden gekrönten Stifterfiguren zu weisen, die sich in griechischer Weise flach zu den Füßen Christi niedergeworfen haben. Links erkennt man den Kaiser selbst, rechts seine Gemahlin Kunigunde. Der Kaiser trägt den kurzen Bart, wie er auch in den für ihn angefertigten Bilderhandschriften als seine persönliche Tracht gekennzeichnet ist. Das Merkmal ist freilich nicht unbedingt eindeutig, denn auch die Nachfolger Heinrichs sind bärtig gewesen. Allerdings haben sie den Bart weniger gestutzt, sondern eher länger wachsen lassen.

Sicher auf Heinrich II. weist aber der heilige Benedikt. Die spätere Heiligenlegende weiß zu erzählen, der Kaiser habe ein Steinleiden gehabt. Bei einer Wallfahrt nach Monte Cassino, dem Mutterkloster des Benediktinerordens, sei ihm der heilige Benedikt im Schlafe erschienen, habe ihm den Stein herausgeschnitten und in die Hand gegeben. Beim Erwachen habe Heinrich den Stein tatsächlich in der Hand gehalten. Nun ist Heinrich II. erst 1022, also drei Jahre nach der Basler Münsterweihe, in Monte Cassino gewesen. Aber eine reine Legende ist diese Überlieferung nicht: Heinrich II. sagt selber in einer Urkunde, die er damals jenem Kloster bei der Gelegenheit seines Besuches ausgestellt hat, „daß er von der frühesten Blüte der Jugend an den heiligen Benedikt besonders geliebt habe, daß er häufig krank gewesen und dann von ihm wieder aufgerichtet worden sei". Die Heilung kann sich also schon früher ereignet haben. Die „Legenda aurea" verlegt sie wohl richtiger auf einen der Feldzüge nach Polen, deren Heinrich II. mehrere zwischen 1004 und 1015, also vor der Basler Kirchweih, unternommen hat.

Daß Heinrich II. kränklich gewesen ist, daran erinnert noch ein anderes eindrucksvolles Denkmal jener Zeit, die deutsche Kaiserkrone. Die aus Perlen gebildete Inschrift am Bügel besagt zwar, die Krone sei für Heinrichs Nachfolger Konrad gefertigt worden, und zweifellos ist der, wie auch Julius von Schlosser betonte, fast etwas barbarisch mit Steinen überladene Reif eine deutsche Arbeit. Anders verhält es sich wahrscheinlich mit den darin verwendeten Schmelzplatten. Trotz allem, was dagegen eingewendet worden ist, sind sie doch wohl byzantinischen oder vielleicht, ihrer lateinischen Inschriften wegen, italisch-byzantinischen Ursprungs. Die eine zeigt Christus zwischen zwei Cherubim

thronend. Ähnlich wie auf der Altartafel wird er als Herr der Könige bezeichnet: „Per me reges regnant." (Durch mich herrschen die Könige.) Auf zwei andern Platten stehen Einzelgestalten, David und Salomo, die gerechten Könige, und damit die Vorbilder der Kaiser. Das vierte Email enthält abermals eine Gruppe: Jesaias, der nach 2. Könige 20 dem kranken König Hiskia weissagt, daß sein Leben um fünfzehn Jahre verlängert werden solle: „Ecce adiciam super dies tuos XV annos", steht auf dem Schriftband, das der Prophet hält, zu lesen. Es ist kaum denkbar, daß sich der Kaiser selber eine solche Prophezeiung in die Krone gesetzt hätte. Es ist zweifellos ein Priester, der spricht. An Konrad II., dessen Name, wie wir gesehen haben, auf dem Bügel erscheint, konnte er sich mit diesem Wunsche nicht wenden; dieser war eine robuste Kraftnatur. Wohl aber paßt die Anspielung auf die Kränklichkeit Heinrichs II. Wir dürfen also annehmen, daß diese Platten aus einer älteren Krone stammen, die der Papst Kaiser Heinrich geschenkt hat.

Der burgundische Chronist Radulphus Glaber erzählt, der Papst hätte Heinrich beim Empfang einen goldenen Reichsapfel überreicht. Der Kaiser hätte die Kugel lange betrachtet, aber dann erklärt, sie sei zu kostbar für ihn, und habe sie an das Kloster Cluny weitergegeben. Offenbar wollte er sich einer verpflichtenden Gabe entledigen. Nach andern Berichten, den Lebensbeschreibungen der großen Cluniazenser Äbte Odilo und Hugo, hat Heinrich nicht nur den Reichsapfel, sondern auch den Reif, der bei der Krönung gedient hatte, nach Cluny gestiftet. Es ist aber möglich, daß Papst Benedikt VIII., der ja wissen mußte, daß Heinrich seine Krone weggeschenkt hatte und deshalb dieses Herrschersymbols entbehrte, dem Kaiser eine neue mitbrachte, als er im Jahre 1020 um Hilfe gegen die Familie der Crescentier in Rom und andere Gegner in Italien bittend zu jener Tagung nach Bamberg kam, an der auch Melus von Bari teilnahm, der dem Kaiser einen Mantel überreichte. Die Anspielung auf der einen Schmelzplatte, sein damals schon kränklicher Beschützer möge noch lange erhalten bleiben, ist gerade damals besonders verständlich gewesen. Konrad II., der, wie wir wissen, die Krone seines Vorgängers durch die Vermittlung der Kaiserin-Witwe Kunigunde erhielt, wünschte zweifellos den päpstlichen Reif durch ein neues Stück zu ersetzen. Aber offenbar wollte er doch die Schmelzplatten nicht hinweg tun, sondern er ließ sie wiederum in das neue Werk einfügen. Interessant ist indessen zu beobachten, in welcher Weise die Plättchen nunmehr verteilt worden sind. Die Hiskia-Szene bildet nicht mehr, wie es ursprünglich gewiß vorgesehen war, auf der Stirnseite als Gruppenbild das Gegenstück zur dreifigurigen Majestas Domini; an ihrer Stelle erblickt man die Einzelgestalt des Königs Salomo, der übrigens dieser Hauptszene den Rücken dreht und nach hinten schaut, wo sein Pendant, der König David, erscheint. Das unbequeme Stück päpstlicher Einmischung ist also von Konrad an einen weniger sichtbaren Ort, auf die Rückseite, hinten gegen den Nacken, versetzt worden.

Weshalb hat aber Heinrich gerade in Basel seiner Verehrung für den heiligen Benedikt Ausdruck gegeben? Das ist in der Tat merkwürdig. Wenn Heinrich dem heiligen Benedikt seine Dankbarkeit bezeugen wollte, so tat er das am besten ihm selbst gegenüber, also in einem Benediktinerkloster, nicht aber in einer Kathedrale, wo der Mönchsheilige nichts zu suchen hatte und auch gar keinen

Altar besaß. Wir können also mit Sicherheit sagen, daß die goldene Tafel ursprünglich gar nicht für unser Münster bestimmt war, sondern für ein Benediktinerkloster. Daß Kaiser Heinrich solche goldene Tafeln auch für Klöster hat verfertigen lassen, wissen wir unter anderem aus Stift Kaufungen: die „Ycona de auro" wird dort ausdrücklich als Geschenk Heinrichs und Kunigundens erwähnt. Der Kaiser hat also einfach ein solches Stück, das er gerade besaß, nach Basel mitgebracht.

In einem Benediktinerkloster ist die Tafel wahrscheinlich auch gearbeitet worden. Man hat seit jeher an die Reichenau als Ursprungsort gedacht. Der damals auf der Reichenau verwendete Christustypus ist aber nie bärtig wie auf der Tafel, sondern stets nach antiker Weise jugendlich. Man hat deshalb auch nach Regensburg verwiesen, der alten Residenz Heinrichs II., als er noch Bayernherzog war. In den Regensburger Handschriften ist der bärtige Christustypus geläufig. Aus Regensburg hat sich sogar auch eine in Gold getriebene Christusfigur erhalten. Es handelt sich um den Buchdeckel eines Sakramentars, das in der Münchener Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Dieser Christus ist bärtig wie auf der Basler Tafel, aber wie weit entfernt ist seine barbarisch gearbeitete Gestalt, deren Arme sich gar nicht von dem spindelförmigen Körper lösen, von jener schönen Figur unseres Antependiums, deren Gebärden ja auch ein wenig befangen sind und doch einen Hauch schöner Lebendigkeit an sich haben.

Auch was man sonst an Goldschmiedewerken zum Vergleich herangezogen hat, weist nur entfernte, äußerliche Ähnlichkeiten auf. Man darf sich nicht darüber täuschen: was uns überkommen ist, das sind nur einige wenige, zufällig erhaltene Stücke aus einer einst immensen Zahl von Buchdeckeln, Tragaltären und Antependien.

Wenn es angeht, den Vergleich vom ausschließlichen Gebiet der Goldschmiedekunst auch auf andere Kunstzweige auszudehnen, so dürfte eine Gebärde wie diejenige unseres Christus am ähnlichsten doch in der Reichenauer Buchmalerei anzutreffen sein. Auf dem Bilde der Himmelfahrt im Perikopenbuche, das Heinrich II. dem Dome von Bamberg geschenkt hat, und das heute ebenfalls in der Staatsbibliothek zu München aufbewahrt wird, steigt Christus in einer Haltung empor, die weitaus am meisten unter allen zeitgenössischen Werken an die mittlere Figur unserer Tafel erinnert. Im Dedikationsbilde des Evangeliars, das für Otto III. gemalt worden ist, erhebt der Kaiser, der, umgeben von seinen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, auf dem Throne sitzt, in ähnlicher Weise die Arme, in der Linken hält er eine Kugel, die mit einem Kreuz bezeichnet ist. Diese Signatur gemahnt an das Monogramm Christi, mit dem die Kugel des Christus auf der Tafel versehen ist; eine genau gleiche Kugel, über der das Kreuz nicht emporragt, sondern auf die Fläche selbst eingegraben ist, liegt in der Hand des Erzengels Michael auf dem goldenen Antependium.

In den Bogenzwickeln der Tafeln sind Medaillons in das Rankenwerk eingeflochten, die die gekrönten Brustbilder der Tugenden enthalten. Sie finden sich ganz ähnlich auf einigen Tragaltären wieder, die man der Reichenauer Goldschmiedwerkstätte zuweist, und namentlich auf dem Rückdeckel jenes auf der Reichenau für Heinrich II. gemalten Perikopenbuches, von dem wir eben gesprochen haben.

Es läßt sich denken, daß man auf dem liturgischen Gerät den zur Gewohnheit gewordenen bärtigen Christus sehen wollte und nicht den nur für literarisch Gebildete verständlichen jugendlichen Heros der spätantiken Kunst, und daß deshalb der Goldschmied für die Tafel einen anderen Christustypus verwendet hat, als den, welcher von den Buchmalern bevorzugt worden ist.

Apostel- und Vincentiustafel.

Wenn auch die goldene Altartafel Basel verloren gegangen ist, so besitzt das Münster doch noch zwei Steinreliefs, die ebenso bedeutsam, ja künstlerisch vielleicht noch einzigartiger sind als jene. Es sind dies die Apostel- und die Vincentiustafel.

Das Ungewöhnliche und Außerordentliche dieser Bildwerke ist seinerzeit schon von Friedrich Rintelen in seinem schönen Aufsatze zum 900. Gedenktag der Kirchweihe des Basler Münsters im Jahre 1919 hervorgehoben worden: „Sie stehen", so schrieb er, „in dem weiten Bezirk des Mittelalters ganz für sich da; noch niemand hat Glieder zu bezeichnen vermocht, die sie mit der übrigen Kunst der Zeit fest verbinden würden; man schwankt sogar über das Jahrhundert ihrer Entstehung. Manche halten sie für gleichzeitig mit der goldenen Tafel, viele datieren sie ins zwölfte Jahrhundert, aber man hat auch vom zehnten und selbst neunten gesprochen, ohne sich in den Ruf des Sonderlings zu bringen. Solche Zweifel der Gelehrten lassen den Laien kühl, aber sie können ihm eine Andeutung von der Einzigartigkeit des Werkes geben."

In der Tat ist es der Kunstgeschichte nicht gelungen, auch nur ein Steinbildwerk aufzutreiben, mit dem wir unsere Reliefs vergleichen könnten. Wieviel muß verloren gegangen sein. Gerade durch ihre Seltenheit wird uns der ungewöhnliche Wert unserer beiden Tafeln um so deutlicher bewußt. Trotzdem ist es vielleicht nicht ganz unmöglich, die Entstehungszeit unserer Bildwerke genauer zu umreißen, sobald es nämlich erlaubt ist, das Vergleichsgebiet etwas weiter zu fassen und nicht nur ausschließlich auf das so lückenhafte der Skulptur, sondern auch auf das der Malerei, zumal der verhältnismäßig reich überlieferten Buchkunst auszudehnen. Eine solche Diskussion erscheint vielleicht vielen nur als ein Streit unter Gelehrten, in dem Meinung gegen Meinung steht. Und doch läßt sich ja oft erst aus seiner zeitlichen Stellung Art und Wert eines Kunstwerkes richtig erkennen und einschätzen. Für den Basler hat aber die Frage nicht bloß eine wissenschaftliche Bedeutung: es interessiert ihn zu wissen, ob er in diesen Reliefs nur Überbleibsel aus einem dunkeln Abschnitt der Geschichte seiner Stadt besitzt, oder ob er in ihnen wirklich kostbare Zeugen aus der Zeit des Kaisers Heinrich erblicken darf.

Wir haben bereits gezeigt, wie vorzüglich das eine der Reliefs, die Apostel-tafel, als Chorschranke zu der ursprünglichen Aufstellung der goldenen Altartafel paßte. Aber auch seinem ganzen Gehaben nach gehört das Werk zweifellos in jene Zeit um das Jahr 1000. Ganz antik muten die sechs Gestalten an, die zu zweien disputierend unter einer Bogenfolge stehen. Auch die schöne Lapidar-

inschrift, die ihre Namen nennt, gemahnt an große römische Vorlagen. Fast wie Philosophen sehen die eindringlich miteinander redenden Männer aus. Im Lateran zu Rom und in der Kirche St. Trophime in Arles sieht man frühchristliche Sarkophage, an deren Wandungen solche Figuren ebenfalls unter Bogen stehen, ja sogar die Hände ihn ähnlicher Weise zum Gespräch erheben. Und doch, gibt man genauer acht, so zeigen die Apostel der Basler Tafel diesen Vorbildern aus spätrömischer Kunst gegenüber etwas merkwürdig Unbestimmtes. Ihre Knie scheinen zu wanken. Nicht frei bewegen sich die Gestalten; sie sind eng in die Bogen gefaßt. Die großen Augen blicken geradeaus ins Leere; sie haben etwas Visionäres, das durchaus nicht antik, sondern ganz mittelalterlich ist. Mit großer Kenntnis sind die Gewänder gelegt, aber sie umhüllen keine körperliche Fülle, sie sind eher nach einer Regel geordnet, als daß sie frei um die Leiber geschlungen wären. Überall spüren wir eine Macht am Werke, die nach strenger Stilisierung drängt und die uns rund anderthalb Jahrhunderte später in ihrer Vollendung in den feierlich-starren Evangelisten der Galluspforte entgegentritt.

Diese gleiche Zwischenstellung zwischen antiker Überlieferung und der Gebundenheit romanischer Kunst, zwischen natürlicher Auffassung und mittelalterlicher Wirklichkeitsferne tritt uns auch in dem andern Steinbildwerk entgegen, das wir ebenfalls noch in unserm Münster besitzen, in der Vincentiustafel, die fast wie ein Gegenstück zur Aposteltafel auf der gegenüberliegenden Seite in der Abschlußwand des nördlichen äußeren Seitenschiffs eingemauert ist.

Es ist heute noch immer nicht ausgemacht, was die Steinplatte ursprünglich gewesen ist. Hat sie als Brüstung einer Kanzel, eines Ambos, gedient, oder verkleidete sie ebenfalls einen Altar? Ein Vincentiusaltar ist zwar im Münster bis ins spätere Mittelalter nicht nachzuweisen, aber am Münsterberg lag einst eine Kapelle, die diesem Heiligen geweiht war und vielleicht zu den Anbauten des Vorhofs gehörte. Bis zu der großen Münsterrenovation in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Relief senkrecht in zwei Teile zerlegt und die beiden Hälften waren unabhängig voneinander hüben und drüben bei den Zugängen zur Krypta eingemauert gewesen. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß sie so zusammen gehören, wie wir sie heute sehen. Die Geschichte läuft von der einen Seite auf die andere weiter, kehrt auf die erste Tafel zurück und endet im vierten Felde rechts unten. Einst war wie am goldenen Antependium eine erklärende Inschrift vorhanden, die in ein metallenes, hier wohl ehernes Band eingraviert war: die Bohrlöcher, in denen die Lamelle befestigt war, sind auf dem mittleren Rahmenstreifen noch immer sichtbar.

Im ersten Felde wird der Bischof von Valencia in Spanien vor den römischen Prätor geführt, da er sich weigerte, dem Götterbilde zu opfern, das hinter der Estrade mit dem Sessel des Richters steht. Für den der Rede ungewandten Seelenhirten springt der Diakon Vincentius ein und wird sogleich von den Häschern ergriffen und in der Halle nebenan gegeißelt. Im zweiten Bilde wird der Heilige in den Turm geführt, in den ein Zephir Labung hineinträgt. Dann wird er von den Schergen auf einem Rost gebraten: einer facht das Feuer mit einem Blasebalg an, die andern halten den gefesselten Heiligen mit gabelartigen Stangen fest. Ein Engel fliegt aber herzu und gießt Linderung über den wunden

Körper aus. Der Prätor überwacht selber die Tortur; ein Teufelchen flüstert ihm böse Gedanken ins Ohr. Im Turme ist Vincentius gestorben. Während Engel die Seele des Heiligen aus einem Fenster des Turmes nach der himmlischen Stadt tragen, schleppen die Knechte den Toten aus der Tür. Zum Schutze gegen den Leichengeruch haben sie Tücher vor das Gesicht genommen. Dann liegt der Körper auf dem Felde, den wilden Tieren zum Fraß, aber die Vögel verteidigen ihn und wachen, daß ihm nichts geschieht. Da der Heilige auf diese Weise nicht zum Verschwinden gebracht werden kann, wird er von einem Schiff aus in das Meer versenkt, aber fromme Christen finden ihn am Ufer und bestatten ihn feierlich. Über seinem Grabe wird sogleich eine Kirche erbaut: Werkleute tragen Baumaterial herbei, andere sind damit beschäftigt, aus Quadersteinen über einem Lehrgerüst ein Tonnengewölbe über den kleinen Bau zu schichten. Die Vögel, die den Heiligen beschützt hatten, sind ihm übers Meer nachgeflogen; nun haben sie sich auf ein Säulenkapitell niedergelassen und schauen zu, wie Vincentius zur Ruhe gebettet wird.

Der kühle, zuweilen nüchterne Ton und die einfache Schlichtheit der Erzählung sind wohl schuld daran gewesen, daß dieses Relief selten die richtige Wertschätzung und Beachtung gefunden hat. In Wirklichkeit handelt es sich um ein sehr bedeutendes Werk. Wir sind allerdings fern von der Glut mittelalterlicher Darstellungen, aber die Tafel entbehrt nicht fesselnder, ja sogar höchst stimmungsvoller Züge.

Das Schönste ist zweifellos das dritte Feld. Wie antike Siegesgenien, die das Bildnis des Kaisers tragen, schwingen sich die beiden Engel aus dem Turm. Meisterhaft ist die Gruppe der sich über den Leichnam beugenden Männer komponiert. Rührend ist es, wie der jugendliche Körper hilflos preisgegeben daliegt. Der Künstler vermag uns sogar etwas von Naturstimmung zu vermitteln: er läßt ein Bäumlein hochwachsen, dessen Blätter sich im Winde zu bewegen scheinen; Vögel fliegen auf und umflattern Baum und Leichnam. Wir fühlen uns an antike Idyllenpoesie erinnert. Es sind die Mittel der großen spätrömischen Illusionskunst — die Verwendung von Bodenwelle, Bäumchen und freier Fläche, welche wir als Raum zu empfinden geneigt sind —, die der Künstler noch immer zu handhaben versteht.

Eine besonders schöne Vorstellung einer spätantiken Arbeit gibt ein Elfenbeinrelief, das heute im Bayrischen Nationalmuseum in München aufbewahrt wird. Es stammt wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert. Da finden wir das aufsteigende Gelände wieder, auf dem hier Christus zum Himmel hinanschreitet. Vorne nahen die heiligen Frauen dem Grabmal, einem Turm auf scholligem Terrain. Hinter dem Gebäude ragt ein Bäumchen in die Luft, Vögel sitzen darauf und picken an seinen Früchten. Wir glauben uns wirklich in einer schönen, gartenartigen Landschaft zu befinden.

Solche Wirkungen räumlicher Illusion wissen auch die karolingischen Künstler, zumal die Elfenbeinschnitzer, die im neunten Jahrhundert wahrscheinlich in Reims gearbeitet haben, zu erwecken. Zwei feine Elfenbeintäfelchen dieser Art haben sich auch in der Schweiz erhalten: sie stammen aus dem Kloster Rheinau und werden heute im Landesmuseum in Zürich aufbewahrt. Genau wie der Illustrator einer berühmten Handschrift aus der Schreibschule von

Reims, des sogenannten Utrechter Psalters, überträgt der Schnitzer die bildliche Sprache der Psalmen in wirkliche Szenen vieler Figuren, und mit der gleichen erstaunlichen Virtuosität wie der Zeichner versetzt auch er die temperamentvolle Handlung in ein welliges Gelände nach der Art der spätantiken Kunst. Die Ausführung des Reliefs erinnert unmittelbar, trotz seinem ungestümeren Temperament, an das eben genannte spätantike Münchener Elfenbeintäfelchen. Es ist deshalb nicht unverständlich, daß man auf den Gedanken kommen konnte, eine Darstellung wie die des dritten Feldes der Vincentiustafel könnte in jener karolingischen Zeit entstanden sein. Dem widerspricht aber das dumpfere Wesen unseres Steinbildwerks. Ihm gegenüber erscheinen die vorzüglichen karolingischen Werke von einer fast spielerischen Leichtigkeit und Beweglichkeit, während sich in unserer Tafel deutlich die düstere Schwere des Mittelalters ankündigt.

Die starken Verbindungen nach rückwärts zu karolingischer und antiker Kunst zeigen aber unseres Erachtens mit aller Deutlichkeit, wie sehr die in die Irre gehen, die noch immer glauben, die Vincentiustafel als ein angeblich entwickeltes Werk in die spätere Zeit des 12. Jahrhunderts versetzen zu müssen. Wir haben gerade im spätromanischen Münster ein Kapitell, wo, wie an einigen gut ein halbes Jahrhundert älteren Skulpturen von Cluny und Vézelay, zur großen Seltenheit landschaftliche Elemente wiedergegeben sind. Es ist das Kapitell mit der Geschichte von Pyramus und Thisbe am dritten Pfeiler des Chorumganges, das im vorletzten Neujahrsblatt abgebildet gewesen ist. Figuren und Bäumchen legen sich dort aber nur wie ein Geflecht auf den Grund des Kapitells, ohne daß auch nur von ferne der Versuch einer räumlichen Illusion unternommen wäre. Zuweilen verläuft eben die sogenannte Entwicklung auch umgekehrt, vom Natürlichen zur Stilisierung. Ein solcher Übergang von der lebendigen Überlieferung zu einer erhöhten Feierlichkeit und majestätischen Erstarrung vollzieht sich nachweisbar gerade um das Jahr 1000.

Von antiker Kunstsprache wissen damals zumal auch noch die Maler des Klosters Reichenau im Bodensee. Im Evangelienbuch, das etwa eine Generation vor der Vincentiustafel, um 980, für den Erzbischof Egbert von Trier von den Mönchen Kerald und Heribert gemalt worden ist, begegnen uns noch deutlich die Elemente der späten antiken Kunst. Neben der Herde, die von den Hirten in der heiligen Nacht auf dem Felde gehütet wird, erhebt sich ein Turm, ähnlich dem des Münchener Elfenbeinreliefs; beim Einzug Christi in Jerusalem kappen die Juden Zweige von einem feinverästelten Bäumlein. Am interessantesten ist aber wohl die Seite, auf der in einer Szene die Stäupung Christi, die Verleugnung Petri und die Vorführung Christi vor dem hohen Priester Hannas dargestellt sind. Durch die Bewegung des scholligen Geländes und durch den hereinragenden Turm, auf dem der krähende Hahn sitzt, entsteht, wenn auch nur andeutungsweise, die Vorstellung eines einheitlichen Landschaftsgemäldes, das an das dritte Feld unserer Vincentiustafel erinnert. Daß mancher Vorgang noch durchaus lebendig erfaßt wird, zeigt der Sturm auf dem Meere. Das Schiff ist ganz auf die linke Seite verschoben, so daß wir den Eindruck empfangen, es werde sich nächstens in Bewegung setzen und die freie Strecke durchfahren. Am Bug brodeln die Wellen empor.

Von da zum Evangelienbuche, das um das Jahr 1000 für Kaiser Otto III. gemalt und dann von Heinrich II. an den Bamberger Dom geschenkt worden ist, hat sich eine seltsame Wandlung vollzogen. Die rezeptmäßige Behandlung der immer noch nach antiken Vorlagen gebildeten Formen hat zugenommen, die Modellierung wird hart und scharf, die Glanzlichter spielen wie auf metallischen Flächen, die Bewegungen sind starr, wie festgefroren, aber was an Unmittelbarkeit verloren gegangen ist, das ist an Feierlichkeit und Großartigkeit gewonnen worden. Die Augen der Figuren starren weitgeöffnet in die Ferne, ähnlich wie sich der Blick auch auf der Aposteltafel ins Visionäre zu wandeln begonnen hat. Nur selten noch werden landschaftliche Elemente und Erdschollen angegeben. Die Figuren heben sich nicht mehr von einem noch einigermaßen natürlich wirkenden farbigen Grunde, sondern von einer goldenen Fläche ab. Diese gleißenden Folien erhöhen noch das Unwirkliche der Erscheinung.

Interessant ist, wie dieselbe Szene des Sturmes auf dem Meere im Evangeliar Ottos III. wiedergegeben ist. Die Elemente der Erzählung sind noch genau die gleichen. Aber das Wasser kräuselt sich nur noch in der Mitte zu Spiralen, das Schiff ist gleichmäßig weit von den Rändern entfernt, so daß es unbeweglich feststeht. Gegenüber dem Egbert-Kodex fügt der Maler sogar der Handlung noch ein Motiv hinzu, das der Apostel, die mit Stangen das Segel herunterholen; aber zur Lebendigkeit des Gemäldes trägt dieser Zug nicht bei.

Ein solches Schiff treffen wir ja auch auf unserer Vincentiustafel an. Auch es sitzt bereits seltsam fest auf dem Wellenberg. Ja man wäre fast zu glauben geneigt, die Stangen, mit denen die Apostel auf dem Bilde des Evangeliars nach dem Segel stachen, seien es gewesen, die hier zu der unverstandenen Takelung mit zwei Masten den Anlaß gegeben haben.

Auch die rechte Hälfte dieses Relieffeldes, wo der Leichnam des Heiligen in einer Bogenhalle bestattet wird, nimmt in besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Außerordentlich geschickt sind die verschiedenen Begebenheiten zu einer einheitlichen und doch klaren Komposition zusammengefügt. Das Schwergewicht liegt zweifellos auf der schönen Gruppe unter den Bogen, die von den anderen Szenen nur eingerahmt wird.

Es ist gewiß kein äußerlicher Zufall, daß die Geschichte des heiligen Vincentius mit den ganz gleichen Hauptelementen der Erzählung auch in den Fresken der Vincentiuskirche zu Galliano bei Como dargestellt ist. Da finden wir in merkwürdig übereinstimmender Weise, nur einfacher und stärker stilisiert, den auf Geländeschollen liegenden Leichnam wieder, über dem sich ein Bäumchen erhebt, und die Bestattung in der Halle, deren mittlere Säule vor dem Sarkophag des Heiligen herabgeht. Die Fresken sind datiert vom 6. Juli 1007, stellen also wie einen Beweis dar, daß die Verlegung unserer Vincentiustafel in die Zeit des Kaisers Heinrich richtig ist. Nicht ohne Bedeutung ist auch der Stifter dieser Malereien: es ist Aribert, der Subdiakon der Erzdiözese Mailand, der eifrigste Parteigänger Heinrichs II. in Oberitalien, den der Kaiser im Jahre 1018 zum Erzbischof von Mailand erhoben hat.

Die Wandmalereien von Chalières.

An die außerordentlichen Reliefs in unserem Münster reiht sich seit kurzem ein wichtiges malerisches Werk aus dieser selben Zeit an. Es ist der Apsidenschmuck der kleinen Kapelle von Chalières bei Moutier, gleich nach der Gabelung des Sträßchens, das von Moutier nach Perrefitte und Bellelay führt. Die Fresken sind im Jahre 1934 aufgedeckt und sogleich von Grund aus restauriert worden, ohne daß man ihre Bedeutung geahnt hätte. Das Ensemble enthüllt sich aber auf den ersten Blick als ein bedeutsames Werk der Reichenauer Malerei aus der Zeit des Kaisers Heinrich. Die Freude der Entdeckung ist freilich gedämpft durch die Tatsache der übereilten, alles verputzenden Restauration, die vieles ahnungslos entstellt und alle feineren Qualitäten unwiederbringlich verdorben hat. So ist es nur noch der Widerschein einer eindrucksvollen Komposition, der von den Wänden in Chalières auf uns fällt.

In der Halbkuppel erblicken wir die große Gestalt Christi in der Glorie, umgeben von den Evangelistenzeichen. An der Rundung der Wand darunter stehen die Apostel unter einer Bogenstellung. Am Triumphbogen erscheint Christus noch einmal als Brustbild im Medaillon. In den Zwickeln erkennt man die symbolischen Vertreter des blutigen und des unblutigen Opfers, links Abel, der das Lamm, rechts Kain, der eine Garbe trägt. Die unteren Figuren, vielleicht waren es Maria und der Engel einer Verkündigung, hat der Restaurator irgendwie ergänzt.

Schon die Ornamentik der Malereien von Chalières läßt uns sogleich an die Reichenau denken. Der perspektivisch gezeichnete Mäander, der dem Plafond entlangläuft, oder auch die hohlen Schachteln im Rund des Apsis sind typische Requisite der Reichenauer Kunst, die von einem Besuch in der Kirche von Oberzell auf der Reichenau unverlierbar im Gedächtnis haften bleiben. Aber auch die Figuren weisen eindeutig dorthin. Die hohe Gestalt des bartlosen Christus mit den erhobenen Armen deckt sich fast genau mit dem Christus der Auferstehung im Perikopenbuch, das für Heinrich II. auf der Reichenau gemalt worden ist.

Allerdings steht der Christus des Perikopenbuches nicht in einer Glorie, sondern stützt sich gleichsam mit den Armen auf den goldenen Grund, während sein Haupt bereits in die rosa gemalte ätherische Sphäre hineinragt. Die Reichenauer Buchmalerei kennt freilich die Aureole auch. Im Marientode des Perikopenbuches oder auch bei der Erscheinung des Herrn in der berühmten Bamberger Apokalypse sitzt Christus ebenfalls in einer Mandorla. Auf dem Blatte der Apokalypse ist er sogar auch von den Evangelistensymbolen umgeben; die aufschauenden vierundzwanzig Ältesten wie auch die Jünger der Himmelfahrt im Perikopenbuch gemahnen sogar etwas an die Apostel von Chalières. Allerdings sind die Ältesten wie auch die Apostel zu Gruppen geballt, während die Gestalten von Chalières zu zweien unter Arkaden aufgeteilt sind. Diese Anordnung erinnert aber unmittelbar an das Apostelrelief in unserm Münster.

Leider zeigt aber gerade diese Partie der Fresken von Chalières besonders bedauerlich die Verwüstung, die durch die Restauration angerichtet worden ist. Schwarze formlose Randlinien sind um alle Teile der Figuren gezogen worden, die Köpfe sind zur Ausdruckslosigkeit entstellt, die Hände zu eigentlichen Flossen geworden. Einzig die erste Figur rechts, der heilige Petrus, gibt noch etwas vom

ursprünglichen Eindruck einer Malerei, die ganz nach spätantikem Rezept ohne Konturen, sondern einzig mit hellen Lichtern und dunkeln Schattierungen arbeitet. Verhältnismäßig wohlerhalten ist zum Glück auch das locker gepinselte, aufschauende Greisenhaupt. Auch das findet sich in den Buchmalereien wieder.

So zeigt zum Beispiel der Evangelist Markus in dem bereits mehrfach genannten Perikopenbuch Heinrichs II. einen ganz ähnlichen, nach oben blickenden Kopf. Die Kapitelle der einrahmenden Säulen sind wie in Chalières aus knolligen Palmetten gebildet. Besonders interessant ist aber auch der Dekor des oberen Bogens: er besteht aus einer Kette ineinander gesteckter Blüten. Genau dasselbe Motiv kommt auch in Chalières vor. Neben den bekannten Elementen des Mäanders und der Palmetten erschien es ungewöhnlich, war aber, wenn es in den Reichenauer Handschriften nachgewiesen werden konnte, entscheidend für die Richtigkeit der Zuweisung. Sein Vorkommen in allen Codices der Reichenauer Malerschule bestärkt also die Zugehörigkeit von Chalières zu der Kunst jenes Klosters: an der Unterseite des Triumphbogens erblickt man diese Kelche, die sich hier, mit den aufgesetzten Lichtern, wie ineinander gestellte Wassergläser ausnehmen.

Die großen Figuren in den Zwickeln über der Apsis sind leider vom Restaurator fast ganz ausgewischt worden. Die — übrigens einzige — Detailaufnahme, die vor der Renovation gemacht worden ist, zeigt uns ein prachtvolles Stück feiner Gewandmalerei und läßt uns ahnen, was verloren gegangen ist. Auch das Schwarzweiß-Bild gibt noch eine deutliche Vorstellung von der Nuanciertheit dieser Kunst und beweist, daß die Fresken von Chalières nicht immer so hart und formlos gewesen sind, wie sie sich heute darbieten. Sehr schön ist das Raffen des Mantels mit dem feinen Gefältel, das Untergewand mit den eingewobenen Borten wiedergegeben. Charakteristisch ist die gespreizte Stellung der Beine und das unbestimmte Tasten der Füße nach dem festen Boden.

Genau die gleichen Gestalten mit ihrem breiten Stand und ihrem unsicheren Tritt treffen wir auch in den Fresken der Kirche von Oberzell auf der Reichenau. Da finden wir auch die Mäander, sogar in mehreren Etagen angeordnet, und die Schachteln, in den untern Streifen hineingesteckt. Die Flechtung der Bänder ist viel komplizierter als in Chalières; da ist alles einfacher geworden. Auch die Art der Darstellung hat sich gewandelt: statt einer bewegten Handlung, die sich in Oberzell noch dem Egbertkodex anschließt, finden wir in Chalières eine monumentale Steigerung, wie sie uns im Perikopenbuch Heinrichs II. entgegentritt. Aus den Erzählungen ist in dieser Handschrift jeweils eine feierliche, fast starre Komposition geworden. Während die Fresken von Oberzell also noch dem Ende des zehnten Jahrhunderts angehören, so lernen wir in denen von Chalières die imposante Kunst aus der Zeit Heinrichs II. überhaupt zum erstenmal in einer Ausführung auf der Wand kennen.

Wie kommen diese bedeutenden Malereien in die kleine Kapelle von Chalières? Trouillat hat einst vermutet, der bescheidene Bau sei die Kirche eines abgegangenen Dorfes gewesen. Zeugnisse für diese Meinung liegen aber keine vor, und es wäre jetzt, seit dem Fund der Malereien, auch nur schwer vorstellbar, wie eine einfache Dorfpfarrei zu einem Freskenzyklus im Stil der großen kaiserlichen Kunst gelangt wäre. Chalières ist aber zweifellos eine Dépendance der

Abtei von Moutier-Grandval. Die Distanz ist ganz gering, kaum eine Viertelstunde geht man von Moutier aus. Der Name Chalières gibt uns vielleicht einen Anhalt für die ursprüngliche Bestimmung der Lokalität: die Bezeichnung als „Zscholiers" in einer Urkunde von 1295 scheint den Schluß zu erlauben, daß es sich um nichts anderes handelt, als um den Ort des „scolariums" des Klosters, der Schule, in der einst im neunten Jahrhundert der berühmt Mönch Iso von St. Gallen die Wissenschaften des Mittelalters gelehrt hat.

Das Kloster Moutier war aber das bedeutendste Heiligtum im Jura und seit seiner Schenkung an den Bischof durch König Rudolf III. im Jahre 999 mit der Kathedrale eng verbunden. Dort befanden sich von den wichtigsten Reliquien des Bistums, zumal der berühmte Stab des heiligen Germanus, der heute in Delsberg bewahrt wird und der nach der überzeugenden Vermutung von Prof. Hans Georg Wackernagel als die Hauptreliquie der Diözese der Ursprung ist des Zeichens des Bistums, des Baselstabs. Der Fund einer Malerei aus dem kaiserlichen Atelier auf der Reichenau läßt wohl den Schluß zu, daß Heinrich II., dem es daran gelegen war, sich an den wichtigsten Stellen im Bistum Sympathien zu schaffen, auch dem Kloster Moutier-Grandval seine Huld gezeigt und einen seiner Malermönche in das obere Tal des Jura delegiert hat. Jedenfalls ordnet sich Chalières künstlerisch und historisch in den Kreis der Heinrichsgaben ein.

Ursprung und Herkunft der Denkmäler.

Die Überlieferung, wonach Heinrich II. sich um das Basler Bistum besonders gekümmert und ihm kostbare Geschenke verliehen hätte, findet in den Denkmälern eine großartige Bestätigung. Zwar bleibt es ja zweifelhaft, daß sich der Kaiser persönlich des Basler Münsterbaus angenommen hätte. Wir haben gesehen, daß das damalige Münster in Basel vielleicht noch zu jenen zahlreichen und oft stattlichen Bauunternehmungen gehört, die gerade in den letzten Jahrzehnten des Burgunderreichs überall im Tun waren und die dem Lande durchaus nicht den Anblick eines zerrütteten, sondern eines blühenden Daseins geben. Es ist nicht unmöglich, daß schon die Schenkung von Moutier-Grandval im Jahre 999 für den Bischof Adalbero der Anlaß gewesen ist, an den Neubau seiner Kathedrale zu denken. Die Gaben, die Heinrich II. dann dem Münster vermacht hat, weisen dagegen zumeist nach der Reichenau. Kunstreiche Mönche sind aus dem Inselkloster herübergekommen, um teils auf Geheiß, teils vielleicht auch nur auf Veranlassung des Kaisers jene feinen Werke zu schaffen, von denen wir heute wenigstens noch einige kostbare Reste besitzen. Die Beziehungen der Reichenau zu den oberrheinischen Bischofssitzen, zu Basel wie zu Straßburg, sind ja auch sonst schon seit alters sehr rege gewesen; die Bischöfe von Basel und Straßburg standen in enger Verbindung geistlicher Gemeinschaft mit dem Bodenseekloster: der Vorgänger des damaligen Straßburger Oberhirten Wernher, Bischof Erkenbald, ist vor seiner Erhebung zu dieser Würde Mönch auf der Reichenau gewesen. Um das Jahr 1000 hat aber dort eines der bedeutend-

sten künstlerischen Zentren bestanden. Nicht nur die Kaiser Otto III. und Heinrich II. haben dort die prachtvollen Handschriften bestellt, die sie am höchsten geschätzt und als ganz besondere Gunstbezeugungen verschenkt haben; auch der Papst bedang sich von der Reichenau statt anderer Abgaben ein Pferd aus, das ihm jährlich mit einer Ladung kostbarer Handschriften zugesandt werden sollte. Heinrich II. hat einen Teil seiner Bücher auch in seiner bayrischen Heimatstadt Regensburg in Auftrag gegeben, zumeist aber die Arbeiten der Reichenau deutlich bevorzugt. Es ist aufschlußreich, daß alle die herrlichen Bände, die er seiner Lieblingsgründung, dem Dom zu Bamberg geschenkt hat, auf der Reichenau gemalt worden sind. Wenn der Kaiser, wie schon sein Vorgänger Otto III., in dieser Weise eine Vorliebe für die Erzeugnisse dieses Klosters hatte, so geschah dies zweifellos, weil sie unter all dem, was damals in Deutschland geschaffen wurde, am wenigsten einheimisch provinziell, sondern am meisten von antiker Tradition erfüllt waren. Dieser letzte Abglanz antiker Überlieferung, die bis dahin in den Klöstern fast ohne Unterbruch weitergegeben worden war, sichert auch unsern Basler Werken ihren außerordentlichen Wert. Man hat damals zum Teil bewußt an römische Größe anknüpfen und Schöpfungen antiker Kunst nachbilden und erneuern wollen. Erzbischof Willigis von Mainz und Bischof Wernher von Straßburg haben ihren gewaltigen Kathedralen die Gestalt der Basiliken Constantins des Großen in Rom, von St. Peter und vom Lateran gegeben. Bischof Bernward von Hildesheim hat eine Säule nach dem Vorbilde der Trajanssäule gegossen, auf deren gewundenem Bildbande statt der Taten des römischen kaiserlichen Feldherrn die Geschichte der Wirksamkeit Christi erzählt ist. Was aber die Basler Bildwerke auszeichnet, das ist, daß sie noch direkte Abkommen antiker Kunst sind und auf ihnen ein echter Widerschein längst vergangener Schönheit liegt, währenddem bereits — auch in ihnen deutlich fühlbar — die neue Größe und Feierlichkeit mittelalterlicher Kunst aufsteigt.

Ausblick.

Heinrich II. hat bekanntlich die burgundische Sukzession nie angetreten. Er ist 1024, vor Rudolf III., gestorben. Als Erbe meldete sich sein Nachfolger Konrad II., der Salier. Auch er war mit dem letzten Könige noch etwas verwandt: seine zweite Gemahlin Gisela war eine Nichte Rudolfs III. Dieser, vielleicht seit 1018 schon ohnehin mißtrauisch geworden, schien aber sein Vermächtnis widerrufen zu wollen. „Konrad dagegen", so berichtet Wipo, „wollte sein Reich lieben mehren als mindern und seines Vorgängers Mühe nicht verloren sein lassen. Deshalb unterjochte er Basel, damit er erkennen könne, ob Rudolf sein Versprechen halte". Auch er zeigte dem Basler Bischof seine Huld: er schenkte ihm die Abtei St. Blasien im Schwarzwald. Das war 1025. 1027 kam es zu einer Zusammenkunft der Fürsten in Muttenz: Gisela vermittelte, der König erneuerte seine Zusagen auch Konrad II. und wurde von diesem als Gast nach Basel hineingeführt. Fünf Jahre später starb Rudolf III. Da meldete sich ein anderer An-

wärter: Odo von Blois, Graf der Champagne; er war viel näher mit dem letzten König von Burgund verwandt, als Konrad II., denn er war ein Schwestersohn gleich Heinrich II. Er wohnte aber allzuweit ab und konnte sich auch sonst gegen den mächtigen Salier nicht halten. Doch hat auch dieser gewaltige Kaiser, von dem das Sprichwort umging, an seinem Rosse hingen die Steigbügel Karls des Großen, zweimal ansetzen müssen, bis er das Land völlig in seinen Besitz gebracht hatte. 1033 ließ er sich in Payerne die burgundische Krone aufsetzen. Er ist der letzte, der die Krone getragen hat. Nach ihm wird Burgund zum „Rektorat".

In wenigen Worten nur möchten wir noch die weitere Entwicklung und die späteren Schicksale Burgunds andeuten. Das Bistum ist bis zur französischen Revolution trotz seiner welschen Sprache ein Stück des deutschen Reiches geblieben. Die Stadt Basel hat mit Stolz Freud und Leid des Elsasses geteilt und mit Anteil gehabt an der Blüte und am Reichtum jenes Landstrichs von Basel bis Mainz, in dem nach dem Zeugnis Ottos von Freising damals „die größte Macht des Reiches lag". Östlich des Jura verwalteten seit dem 12. Jahrhundert die Herzöge von Zähringen das Rektorat. Aber schon früh hat sich der südliche Teil Hochburgunds als fast unabhängiges Gebiet losgetrennt und hat als Herzogtum Savoyen die Sukzession eines Teils des alten, über die Alpen greifenden Reiches angetreten. Mit der Zeit verschob sich sein Schwergewicht sogar jenseits der Berge, nach Piemont, und erst 1860 ist seine französisch sprechende Hälfte an Frankreich, die italienische an das neue Königreich Italien gefallen. Das von den Zähringern administrierte Gebiet umfaßte jedenfalls die ganze Westschweiz bis über die Aare hinaus, und schon im Schiedsvertrag von 1097 ist der Rhein als endgültige Trennungslinie zwischen den burgundischen Landen der Zähringer und dem den Staufen zuerkannten Herzogtum Schwaben bestimmt worden. Nach dem Erlöschen der Zähringer fiel ihr Erbe an die Kyburger und von diesen an Habsburg. Während aber die Habsburger eine weitverzweigte Politik trieben, wuchsen neue Kräfte empor: die Waldstätte und vor allem Bern. Die Eroberungen Berns, oft zusammen mit Solothurn, laufen auf nichts anderes heraus, als auf eine Erneuerung des transjuranischen Burgund. Der Kult des heiligen Mauritius und der thebäischen Legion spielte gerade in der Eidgenossenschaft wieder eine ganz besondere Rolle. So schrieb nach der Schlacht bei Murten der Führer der Basler an den Rat seiner Vaterstadt: „Die heiligen zehntausend Ritter haben für uns gefochten, dann die sach nit menschlich gewesen ist." Der Tag der Schlacht selbst war mit Absicht auf das Fest der 10 000 Ritter gelegt worden, die man oft mit den Thebäern von St. Maurice verwechselt hat, und dieses Datum ist allenthalben in der Eidgenossenschaft stets besonders feierlich und mit Gepränge begangen worden, betrachtete man doch die heiligen Ritter als die eigentlichen Beschützer des Landes, als eine Art heroischer Ahnen. Das wunderbare rote Banner, das, wie eine schweizerische Gesandtschaft aus dem Jahre 1511 in Venedig erzählte, als Vision über dem Kampffelde erschien, dürfte kaum etwas anderes gewesen sein als das Banner des heiligen Mauritius mit dem weißen Kreuze, das die Eidgenossen als ihr Zeichen aufgenommen haben, wie es auch über das Haus Savoyen in das Wappen Italiens gelangt ist. Zu opportuner Zeit, kurz vor der Auseinandersetzung mit dem andern Burgund, dem

herzoglichen Karls des Kühnen, im Jahre 1474 sind zu Solothurn die Reliquien weiterer Thebäer, zu denen ja auch der heilige Ursus gehört hatte, gefunden worden. Auch Basel erhielt einen Anteil davon. 1501 ist schließlich auch es dem Bunde beigetreten. Am Feste des heiligen Kaisers Heinrich selbst, unter dem die Stadt einst zum Reiche gekommen war, ist Basel eidgenössisch geworden.

Es ist ein seltsamer Umstand, daß wichtige Ereignisse sich immer wieder an denselben Stellen abspielen, Altverbundenes sich immer wieder zusammenzuschließen sucht. Gerade neuerdings haben wir es wieder erlebt, wie Schlachten auf den alten Feldern ausgetragen, und frühere Burgen und Schanzen wieder zu Verteidigungspunkten ausgebaut werden; wir spüren, wie trotz allen Eroberungen, die sie zuweilen sogar auf lange Zeit verschwinden lassen, alte Zustände eine tiefe, innere Begründung zu haben scheinen, die noch wenig erforscht und weder durch Sprache und Rasse, noch durch bestimmte historische Ereignisse ohne weiteres erklärbar ist. So beginnt auch seit über vierhundert Jahren wie vor dem Jahre 1000 am Rheinknie, dort wo schon in römischen Zeiten die Maxima Sequanorum anfing, ein besonderes Land; nur heißt es nicht mehr Burgund, sondern: die Schweiz.

Bemerkungen.

Entsprechend dem Mangel an Quellen ist auch die Literatur über das Königreich Burgund sehr spärlich. Immerhin ist es schon zweimal der Gegenstand eines unserer Neujahrsblätter gewesen: in dem für 1848 schrieb Theophil Burckhardt über Das Königreich Burgund (888 bis 1032), in demjenigen für 1889 unternahm es Hans Trog abermals, die zum Teil recht komplizierten dynastischen und politischen Zusammenhänge in der Zeit vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reiches darzustellen. Die ausführlichste Abhandlung ist diejenige von René Poupardin, Le Royaume de Bourgogne (888—1032), im 163. Faszikel der Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes, Paris 1907. Vorübergehend sprechen vom burgundischen Königreich namentlich auch Siegfried Hirsch in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich II., drei Bände, Leipzig 1862 bis 1875, und Harry Breslau in den Jahrbüchern unter Kaiser Konrad II., 2 Bände, Leipzig 1879—1884.

Die Zeitgenossen, die uns über Burgund berichten, sind auf der Seite der Kaiser Thietmar, Bischof von Merseburg an der Saale (Mon. Germ. SS III.), der Sachse Widukind von Corvey (M. G. SSS III.), der Lothringer Hugo von Flavigny in seiner Chronik von Verdun (M. G. SS VIII.), der Schwabe Hermann der Lahme auf der Reichenau im Bodensee (M. G. SS V.), und endlich unter Konrad II. sein Biograph Wipo (M. G. SS XI.). Die Gegenseite kommt, wenigstens andeutungsweise, zum Worte bei Radulphus Glaber aus dem Kloster Saint-Bénigne in Dijon (M. G. SS VII.), in den Annalen des Klosters Einsiedeln (M. G. SS III.), beim Geschichtsschreiber von Reims, Flodoard, in seinen Annalen (ed. Ph. Lauer, Paris 1906), sowie bei Alpert von Metz (M. G. SS IV.). Wichtige Stellen sind ausgewählt und abgedruckt bei Trouillat, Histoire de l'ancien Evêché de Bâle, Bd. I, Pruntrut 1852.

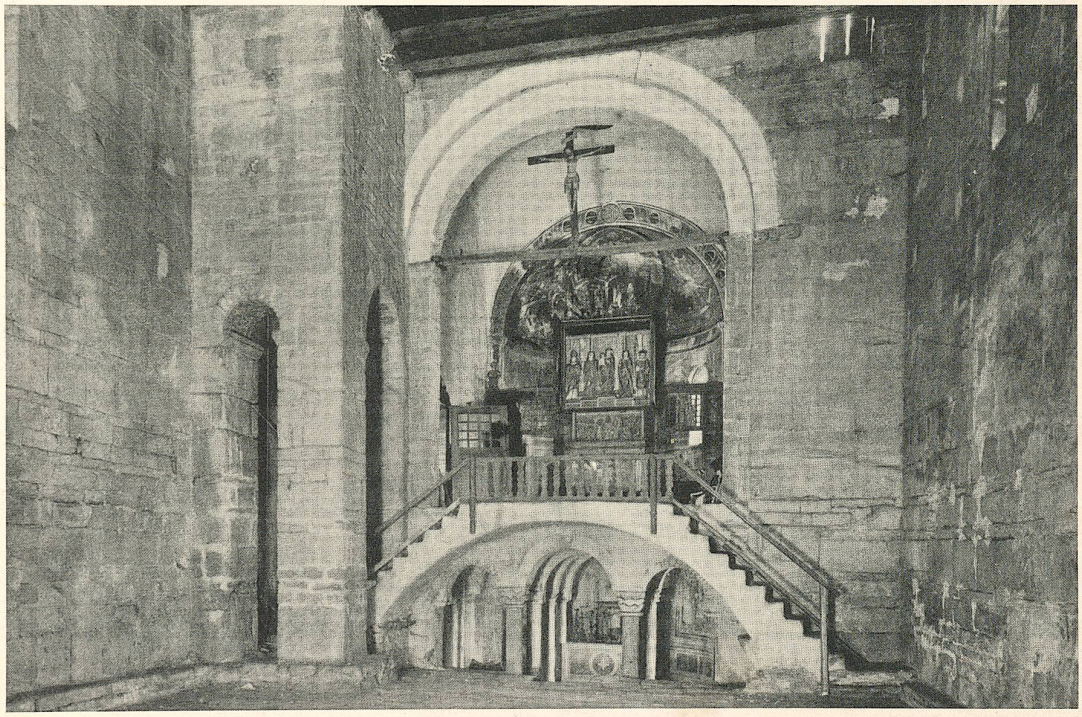
Den Brief Brunos von Querfurt an Heinrich II. findet man publiziert in Wilhelm Gisebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. II, Seite 650.

Über die Reichskleinodien und die Kaiserkrone vgl. Franz Bock, Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches, Wien 1864, und Arpad Weixlgärtner, Die weltliche Schatzkammer in Wien, Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien, N. F. 1, 1926; dazu namentlich die Untersuchungen von Georg Haupt, Zur Entstehung der deutschen Kaiserkrone, Oberrheinische Kunst II, Freiburg 1928, Seite 79 ff., und III, 1929, Seite 105, und neuerdings: Die Reichsinsignien, Leipzig 1938.

Die Vermutung Hans Georg Wackernagels, der Baselstab möchte nichts anderes sein als die berühmte Reliquie des hl. Germanus, löst ein lange und oft erörtertes Problem in überraschender und überzeugender Weise. Bisher hatte man angenommen, der Baselstab sei als Zeichen des Bischofs in das Wappen der Diözese und auch der Bischofsstadt übergegangen. In Wirklichkeit gibt es viele Bischofsstädte und Bistümer, und man müßte doch vermuten, daß noch andere einen ähnlichen Stab hätten führen sollen. Das ist aber nicht der Fall: der Stab kommt höchstens als hinzugefügtes Zeichen vor. Dagegen ist die Wahl einer Reliquie oder sonst eines mit dem Schutzheiligen verbundenen Gegenstandes durchaus nach mittelalterlichem Brauch und Geiste: so sieht man in den Wappen der Stadt St. Gallen und des Landes Appenzell den Bären, der dem hl. Gallus einen Baumstamm zugetragen hat, auf dem Banner von Glarus erscheint sogar der Landespatron selber, der hl. Fridolin. In der Zürcher Wappenrolle zeigt der Baselstab noch die gewöhnliche Gestalt eines Stocks mit Krümme und Zwinge, und auch auf dem ältesten Siegel von Delsberg ist es noch ein gerader Schaft, der in einen Erdhügel, später in einen Dreiberg gesteckt ist. In der heutigen unteren Gabelung des Baselstabes einen besonderen Sinn suchen zu wollen, ist wohl müßig: sie entspricht genau der unteren Ausfransung der französischen Lilie, die ursprünglich gewiß wie in den Wappen der Basler Adelsfamilien der Ramsteiner und der Gilgenberger auf einem geraden Stiel geruht hat, und ist einfach als schöne gotische Stilisierung aufzufassen.

Über die Verbindung des schweizerischen Kriegswesens mit dem hl. Mauritius vgl. Hans Georg Wackernagel, Kriegsbräuche in der mittelalterlichen Eidgenossenschaft, und das soeben erscheinende schweizerische Fahnenbuch von Albert Bruckner. Der Krieger, der auf unserem Basler Sevogelbrunnen am Martinskirchplatz steht — ursprünglich stand er am Kornmarkt, dem heutigen Marktplatz, wo sich das städtische Truppenkontingent besammelte —, legt die Linke auf einen Schild, nicht mit dem gewöhnlichen Schweizerkreuz, sondern dem bis zum Rande durchgehenden des hl. Mauritius.

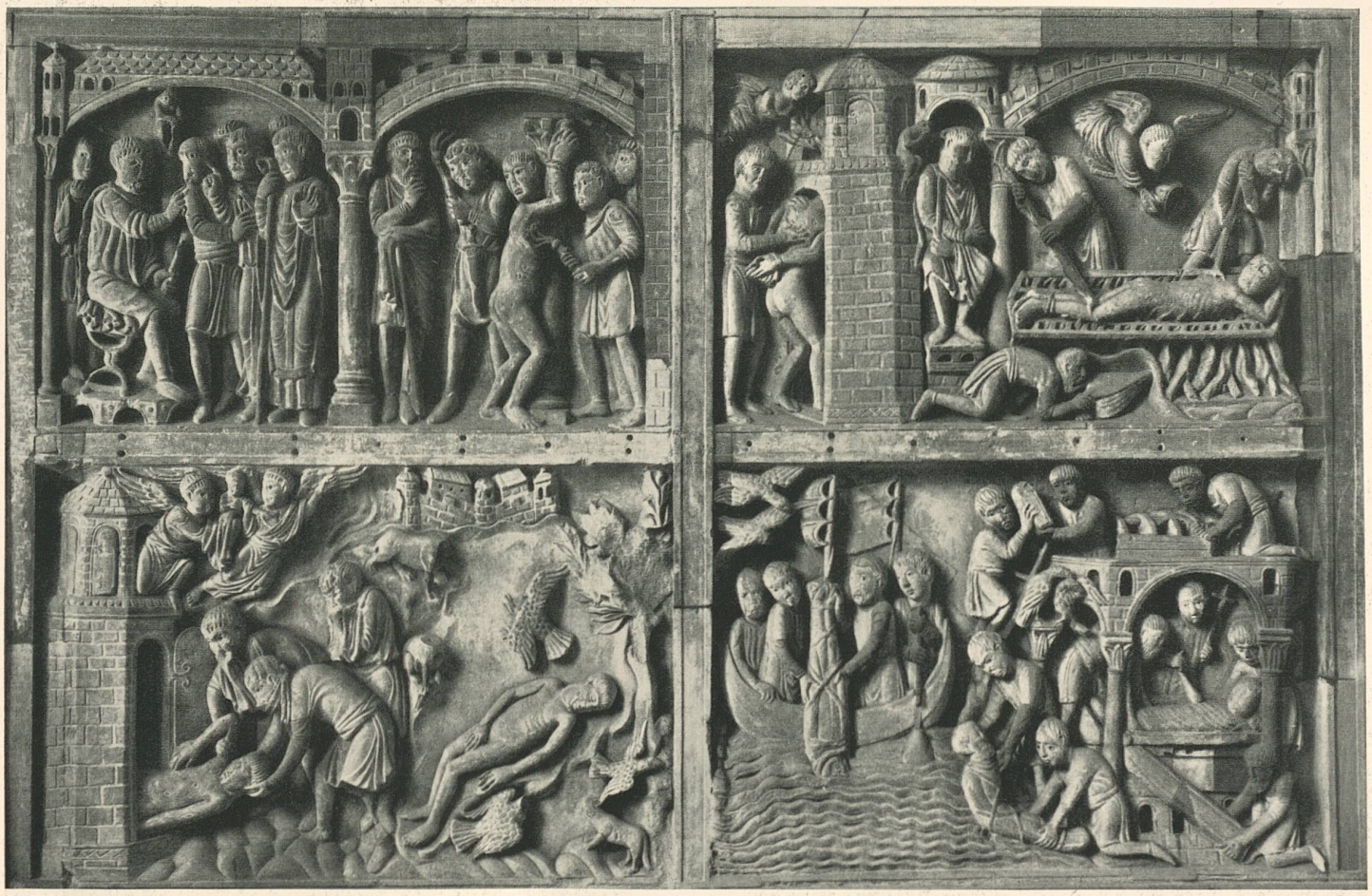
1. Rom, S. Giorgio in Velabro. Inneres gegen den Altar. 7. Jahrhundert.



2. Giornico, S. Nicolao. Blick gegen Krypta und Altarhaus. 12. Jahrhundert.

3. Die goldene Altartafel des Basler Münsters (Paris, Musée de Cluny).

4. Die Aposteltafel im Basler Münster.



5. Die Vincentiustafel im Basler Münster.

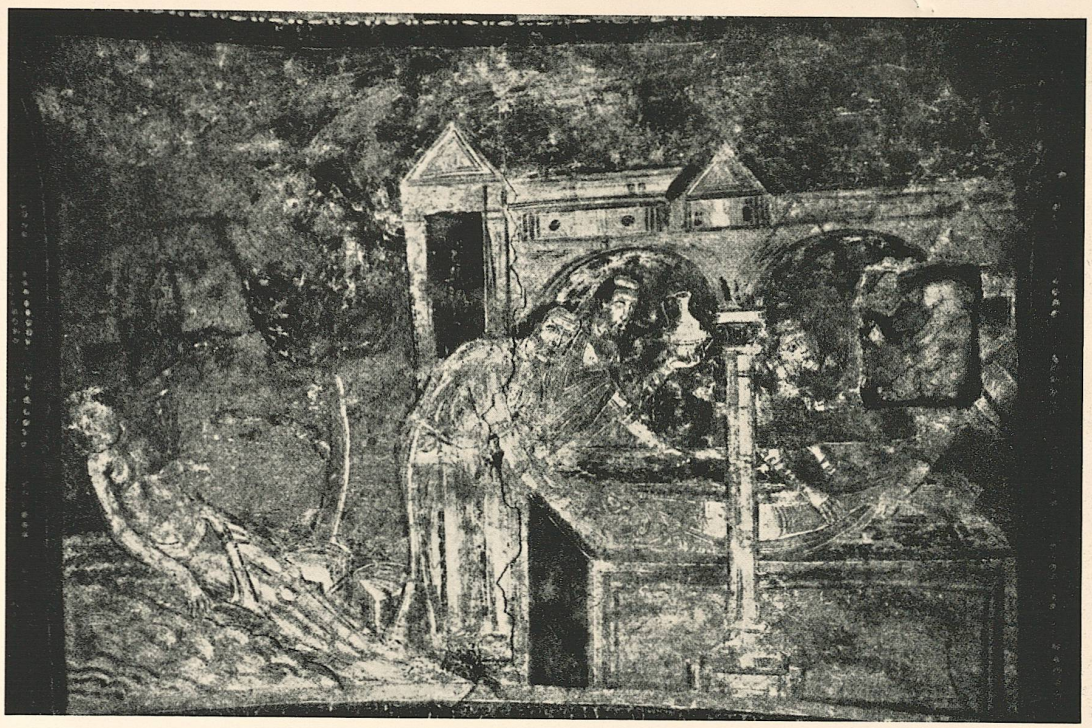
7. Rechts: Codex Egberti (Trier), Die Verleugnung Petri (um 980).

6. Links: Spätantikes Elfenbeinrelief (München), Die Auferstehung.

8. Chalières (bei Moutier), Die Malereien nach der Wiederherstellung.

9. Perikopenbuch Heinrichs II. (München), Der Evangelist Marcus (um 1007).

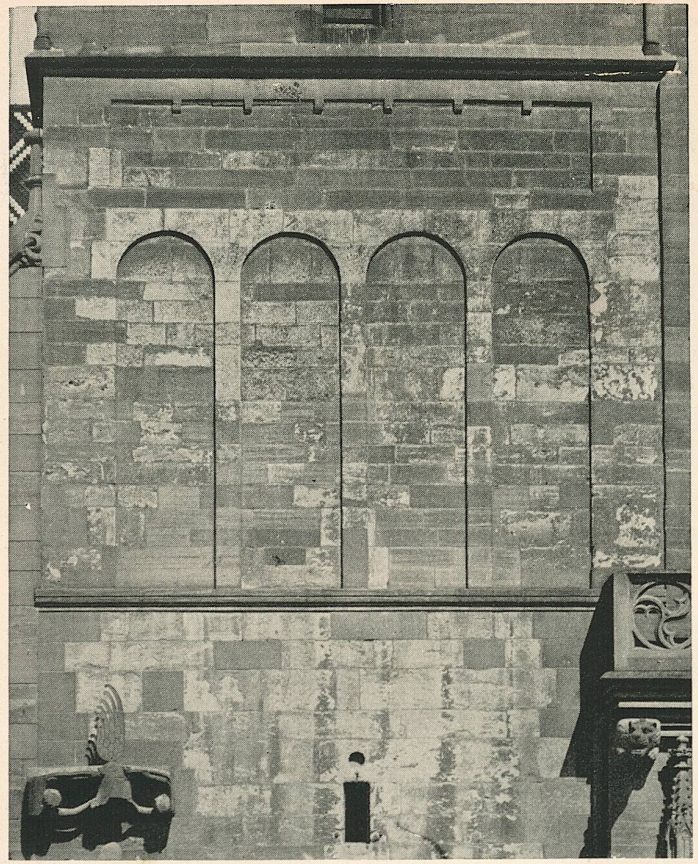
10. Perikopenbuch Heinrichs II. (München), Die Himmelfahrt Christi (um 1007).



11. Galliano (bei Como), S. Vincenzo. Der Leichnam des hl. Vincentius unter dem Baume. Seine Bestattung. (In der Inschrift datiert auf den 6. Juli 1007.)

12. Codex Egberti (Trier), Der Sturm auf dem Meere (um 980).

13. Evangeliar Ottos III. (München), Der Sturm auf dem Meere, die Heilung des Besessenen von Gerasa (um 1000).



14. Links: Basel, Münster. Die Bogendekoration am Georgsturm.

15. Rechts: Schönenwerd, Stiftskirche. Äußeres der Chorapsiden.

*41. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
*42. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
*43. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
*44. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
*45. 1867. (Buxtorf, K.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
*46. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

*47. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrh.
*48. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz von 1798—1799.
*49. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*50. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten Jahrhundert.
*51. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
*52. 1874. (Heyne, M.) Über die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
*53. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
*54. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
*55. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
*56. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
*57. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813 bis 1814.
*58. 1880. (Burckhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
*59. 1881. (Burckhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*60. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs.
*61. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Österreich. 1445—1449.
62. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
*63. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
64. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
65. 1887. (Burckhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
66. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
67. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
68. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
69. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
70. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
71. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
72. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
73. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.
74. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
75. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
76. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
77. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
78. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
*79. 1901. (Burckhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
80. 1902. (Holzach, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
81. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
82. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
83. 1905. (Vischer, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration. 1814—1830. I. Die Jahre 1814 und 1815.
84. 1906. (Vischer, Wilhelm.) Dasselbe. II. Die Zeit von 1815—1830.
*85. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
86. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
87. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
88. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Vierter Teil.
89. 1911. (Vischer, Wilhelm.) Die Basler Universität seit ihrer Gründung.
90. 1912. (Burckhardt, Paul.) Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833—1848.

*91. 1913. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*92. 1914. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Dritter Teil.
*93. 1915. (Barth, Paul.) Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
94. 1916. (Schaub, Emil.) Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert.
95. 1917. (Burckhardt, August.) Basler in fremden Diensten.
*96. 1918. (Kölner, Paul.) Die Basler Rheinschiffahrt.
97. 1919. (Burckhardt, August.) Bürgerschaft und Regiment im alten Basel.
*98. 1920. (Jenny, Ernst.) Theodor Meyer-Merian. Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.
99. 1921. (Barth, Wilhelm.) Basler Wandbilder. Ein Beitrag zum Verständnis zeitgenössischer Kunst.
100. 1922. (Heusler, Andreas.) Basels Gerichtswesen im Mittelalter.
101. 1923. (Schwarz, Ferdinand.) Isaac Iselins Jugend- und Bildungsjahre.
*102. 1924. (Steiner, Gustav.) Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1813.
103. 1925. (Siegfried, Paul.) Basel und die neue Eidgenossenschaft. Der Anschluß Basels an die Eisenbahnen. Basels Gesundungswerk.
*104. 1926. (Siegfried, Paul.) Basel und der erste badische Aufstand im April 1848.
105. 1927. (Jenny, Ernst.) Basler Dichtung und Basler Art im 19. Jahrhundert.
*106. 1928. (Siegfried, Paul.) Basel während des zweiten und dritten badischen Aufstandes 1848/49.
107. 1929. (Schaub, Emil.) Bilder aus der Sittengeschichte Basels im 18. Jahrhundert.
108. 1930. (Barth, Wilhelm.) Basler Maler der Spätromantik. Böcklins Zeitgenossen und Nachfolger.
109. 1931. (Schweizer, Eduard.) Eine Revolution im alten Basel. (Das Einundneunziger Wesen.)
110. 1932. (Gustav Steiner.) Die Befreiung der Landschaft Basel in der Revolution von 1798.
111. 1933. (Andreas Heusler.) Gestalten aus der mittelalterlichen Reichs- und Schweizergeschichte.
*112. 1934. (Walter Victor Eichenberger.) Aus der Siedlungs- und Verkehrsgeschichte Basels.
113. 1935. (Schweizer, J.) Aus der Geschichte der Basler Kartaus.
114. 1936. (Roth, Paul.) Die Reformation in Basel. 1. Teil: Die Vorbereitungsjahre (1525—1528).
115. 1937. (Rüegg, August.) Desiderius Erasmus von Rotterdam.
116. 1938. (Gessler, E. A.) Basler Wehr- und Waffenwesen im 16. Jahrhundert.
117. 1939. (Speiser, Andreas.) Die Basler Mathematiker.
118. 1940. (Kaufmann, Rudolf.) Die künstlerische Kultur von Basel von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters.
119. 1941. (Kaufmann, Rudolf.) Die künstlerische Kultur von Basel. Die Blütezeit.

* bedeutet vergriffen.

Basler Druck- und Verlagsanstalt, Güterstraße 86, Basel